Assmuth

Eduard Johann Asmuth

Pastor zu Torma-Lohhusu.

Eduard Johann Assmuth

Pastor zu Torma-Lohhusu.

Eduard Johann Assmuth

Pastor zu Torma-Lohhusu in Livland.

Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche

und

ein Beitrag zu der Geschichte dieser Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut.

Von

einem Freunde Assmuth's

Gotha

Verlag von Friedrich Andreas Perthes

1859

Vorwort.

Hiermit wird der evangelisch-lutherischen Kirche eine Lebensbeschreibung geboten, an welche sie in mehrfacher Beziehung ein Recht hat. Der Mann, dessen Leben als ein für die Erde geschlossenes vor uns liegt, war Vielen in den Ostseeprovinzen persönlich bekannt und befreundet. Sie werden gern sich sein Lebensbild vorführen lassen, nachdem sie an seinem Leben selbst Theil genommen. Er war aber auch ein Diener am Evangelio, und weit über persönliche Bekanntschaft und Freundschaft hinaus wiegt das, was ein solcher lebte in seinem Beruf. Auch die ihn nicht persönlich kann-

ten, haben als lebendige Glieder der Kirche herzliche Theilnahme für das Leben eines Dieners an dem Evangelio, an welches auch sie glauben und ohne welches Keiner von ihnen leben kann. So lange die Gemeinde betet: „geheiliget werde dein Name" und dabei an Luther's Erklärung dieser Bitte denkt, betet sie auch für alle Diener am Worte. Wie diese in Fürbitte auf dem Herzen tragen die ganze Gemeinde und Kirche, so trägt auch diese sie, und das Leben derselben ist ein Stück ihres eigenen Lebens. In unserem Fall gewinnt dieses Anrecht der streitenden Kirche auf Erden an das Leben dieses ihres Dieners noch mehr Gewicht, weil der selige Aßmuth in seinem Leben von den drei Hauptströmungen getragen war, welche seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Leben der Kirche auch in Livland nach einander bestimmt haben. Wir sehen in sei-

nem Leben wie in einem Bilde die Wirkungen des Rationalismus, Pietismus und des gesunden Kirchenglaubens, welche keinem von den älteren Gemeindegliedern fremd geblieben sind und auch jetzt noch in Vielen, theils in buntem Gemisch sich vorfinden, theils zu immer bestimmter werdender und bewußter kirchlicher Ausgestaltung sich schon hindurch gearbeitet haben oder noch hindurcharbeiten. Gott führte Aßmuth denselben Weg und diese Führungen Gottes zu verfolgen in ihrem, alle Hindernisse allmählig überwindenden Verlauf, das stärkt die Wanderer auf gleicher Bahn und macht sie siegsgewisser und froher. — Daß Aßmuth nicht zu den Heroen der Zeit gehörte, macht sein Leben um so wichtiger für Alle, die darin gleiches Loos mit ihm theilen. Ein lieber, treuer, gewissenhafter Camerad nützt manchem Soldaten mehr als sein General, der hoch über ihm steht. — Der Herr

sucht an uns Allen nicht, daß wir groß seien, sondern nur, daß wir treu seien in unserem Christenlauf. Dazu ist Er selbst unser Genosse geworden, damit er bei uns sei in unseren Aufgaben des Lebens. Wo er Treue sieht, da thut er, wenn es nöthig ist, seine Größe hinzu. Dies erkennen wir auch an Aßmuth. Darum wird seine Lebensbeschreibung nicht nutzlos sein, denn sein treues Leben war nichts weniger als das.

Wenn so Gott dieses Büchlein etwas will beitragen lassen zum weiteren Aufbau seiner Kirche, und also zur Ehre Christi, so wäre das schönste Ziel des Schreibers erreicht, denn er sagt es von Herzen mit dem Herrn, der uns zuerst geliebt hat:

sie ist mir lieb, die werthe Magd,
und kann ihr' nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt,
sie hat mein Herz besessen.

Und er sagt es von Herzen mit der Kirche, wenn sie dem Herrn auf das Obige antwortet:

Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz besessen.
Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich, groß und ehrlich, reich von
Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben!

In Bezug auf die Quellen, aus welchen diese Darstellung des Lebens Aßmuth's geflossen ist, habe ich nur zu erwähnen, daß der erste Abschnitt theils aus geschriebenen alten Familiennachrichten, welche die Wittwe Aßmuth's mittheilte, theils aus gütigen Mittheilungen einiger lebenden Freunde Aßmuth's entstanden ist. Der zweite und dritte Theil sind tagebuchmäßig geschriebenen Briefen Aßmuth's selbst entnommen, welche der Freund, dem sie geschrieben sind, bereitwillig darreichte,

auch anderen Briefen, und der eigenen Erinnerung des Schreibers, welcher die Liebe des Aßmuthschen Hauses lange genossen hat[1].

. . . . ., 10. März 1857.

[1] Letzteres möge die kleine Zugabe Seite 237 folg. erklären und entschuldigen, welche im Grunde nichts ist, als ein Reflex im Kleinen von Aßmuth's Leben, wie er einem Herzen sich darstellen mußte, das dem seligen Freunde ins Amt, Haus und Herz hineingesehen hat.

Inhalt.

Erster Abschnitt.
Zeit des Rationalismus (bis 1819).

Zweiter Abschnitt.
Zeit des Pietismus (bis 1846).

Dritter Abschnitt.
Zeit des Kirchenglaubens (bis 1853).

Erster Abschnitt.

Die Zeit des Rationalismus.

Jugendgeschichte.

Wenn wir diesen Lebenslauf Aßmuths ein livländisch Lebensbild genannt haben, so ist er das znerst auch darin, daß die Wurzeln seines Lebens, wie die aller deutschen Livländer, in Deutschland zu suchen sind. Und wo diese Wurzeln liegen, von da kommt auch den äußersten Zweigen desselben Stammes ihre Lebenskraft. Es ist mit den Deutschen in Livland immer so gewesen, und nie zum Schaden der nicht deutschen Mächte, denen sie im Lauf der Zeit politisch zugefallen sind, und deren Einfluß auf die Provinzen ebenfalls nicht zu verkennen ist. Noch jetzt ist zunächst in kirchlicher Beziehung der frühere Zusammenhang Esthlands und Livlands mit Schweden nicht zu verkenneu. Weniger bleibend als der Einfluß der Kirchenordnung von Karl XI., gewiß aber für jene Zeit nicht unbedeutend, war der wissenschaftliche Einfluß der von Gustav Adolph gegründeten Universität Dorpat. Dennoch haben auch in der Zeit der Abhängigkeit von

*

Schweden die Einwirkungen Deutschlands auf diese Provinzen um so weniger aufgehört, als Schwedens Verhältnisse in Deutschland selbst dazu Veranlassung gaben. Schweden hat dieses naturgemäße geistige Verhältniß nur gefördert. Auch Rußlands mächtige Herrscher, welche ihre schützende Fürsorge den deutschen Verhältnissen dieser Provinzen mit politisch und historisch richtigem Blick nicht entzogen haben, wie denn Alexander I. die Universität Dorpat erneute und durch deutsche Professoren besetzte, und Nicolaus I. gleich Karl XI. eine Kirchenordnung gab, welcher zum Theil die alte schwedische, zum Theil die preußische als Grundlagen dienten, haben den Lebenszusammenhang der Deutschen in diesen Gouvernements mit Deutschland nicht aufgehoben. — Es liegt in der Natur der Sache, gilt aber aus besondern Gründen dem Deutschen besonders, daß er sich, wo er auch sei in der Welt, dann überall als guten Sauerteig erweiset, wenn er mit dem Lande seines Ursprungs in geistiger Gemeinschaft bleibt, wenn er seine Muttersprache, vor Allem, wenn er den Segen der deutschen Reformation und Kirche bewahrt.

Zu verschweigen ist nicht, daß dieser Zusammenhang mit Deutschland Veranlassung war, daß die kirchlich destructiven Richtungen von dort auch in den Ostseegouvernements nachtheilig wirkten. Aber sie konnten sich hier nicht so verderblich entfalten. Die bekannte vis inertiae des Nordens war der allgemeine Damm. Für den Ratio-

nalismus insbesondere lag aber in dem Zustande des Landvolks (in den Städten war es freilich anders) und in dessen der Gläubigkeit zugewandtem Wesen eine mächtige Schranke, die er nicht bewältigen konnte und die seine Vertreter veranlaßte, sub systemate accommodationis behaglich die Schaafe lieber zu scheeren, als sie zu weiden. Und für das destructive Element im Pietismus namentlich in den herrnhutischen Tendenzen lag und liegt diese Schranke in der ziemlich festen, alten, Lutherischen Organisation der äußern kirchlichen Verhältnisse, die nur des belebenden Geistes bedurfte, um sich alsbald dem Conventikel- und Sektenwesen als unüberwindliche Macht entgegenzustellen. — Wir können darum jenes Wort des Livländischen Chronisten Rüssow (s. v. Richters Geschichte der Ostseeprovinzen I. p. 83 und Kurt von Schlözers Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden p. 68), daß Bremen ganz Livland aus der Taufe gehoben habe, bis auf unsre Zeit in Bezug auf das ganze evangelische Deutschland sagen. Solcher Abhängigkeit des geistigen Lebens von Deutschland, der wir unbeschadet unsrer andern Pflichten, uns dankbar zu freuen, und die wir in aller Treue für alle unsre Verhältnisse auszubeuten haben, begegnen wir auch in den drei Hauptabschnitten von Aßmuths Leben, und können in Wahrheit sagen, daß sie besonders in den zwei letzten Abschnitten ein Grund war der herzlichen Liebe, mit welcher er sein Leben seinem Beruf in Livland zum Gott wohlgefälligen lebendigen Opfer darbrachte.

Der Großvater, Johann Arnold Aßmuth, geb. den 24. Mai 1717, ward 1750 Pastor in Stade in Hannover, und in demselben Jahre mit Johanna Elisabeth Calbe, Tochter des königlich hannoverschen Lieutenants David Gottlieb Calbe, getraut. Er schreibt am Anfang seines Ehestandes: „Gott als der Stifter dieses heiligen Standes und von dem allein alle guten und vollkommenen Gaben kommen, wird es uns nie an einigem Guten mangeln lassen. Er wird auch uns mit Gnade und Barmherzigkeit krönen und wenn es sein heiliger Wille ist, sättigen mit langem Leben und endlich zeigen sein Heil".

Die Großmutter Johanna Elisabeth schreibt am Ende des neunzehn Jahre währenden Ehestandes: „Drei harte Krankheiten, die der große und erhabene Gott in drei Jahren nacheinander meinem lieben Manne zuschickte, und wovon er sich gar nicht wieder erholen konnte, sondern sein Amt mit vieler Schwachheit und Seufzen ausrichtete, und besonders die letzte vierzehn Wochen währende Krankheit ertrug er mit großer Geduld und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und je größer das Leiden wurde, je überschwänglicher ward er getröstet. Sein Sterbetag trat ein wider alles Vermuthen. Er verschied aber unter Gebet und Flehen am heiligen Abend vor Pfingsten, welches der 13. Mai war im Jahre 1769".

Sie fügt hinzu: „Kaum hörte ich von seinem Tode, so überfielen mich Geburtsschmerzen und ich wurde am Pfingsttag glücklich entbunden. Mein Mann lag auf der

Todtenbahre, meine Kinder weinten um mich herum. Es war ein kummervolles Wochenbett, davon mir auch viele schwere Zufälle nachgeblieben sind. Doch bitte ich Gott, mich noch meinen Kindern zu lassen. Sein Wille geschehe!" Von zehn Kindern waren sechs am Leben, als sie im 2. Jahre ihrer Wittwenschaft an der Schwindsucht starb.

Der Vater unseres Aßmuth, Anton Friedrich Johann, besuchte das Gymnasium zu Stade, studierte in Halle und Erfurt Theologie und ward 1776 von da aus zum Hauslehrer zum Baron Bielsky nach Wattkül in Esthland berufen. Nach drei Jahren ward er Lehrer beim Grafen Maunteuffel von Maeks. Endlich beim Major von Aderkaß auf Sallajöggi. Als er nun in sein Vaterland zurückzukehren gedachte, kam ihm der Ruf zum Predigtamt in Jegelecht bei Reval, den er annahm, von wo er aber schon nach zwei Jahren nach Kosch berufen ward, wohin er nun zog und dort auch die Tochter seines Amtsvorgängers Charlotte Gertrud Wilhelmine Schwabe heirathete.

Diese Ehe war mit eilf Kindern gesegnet, deren fünftes unser Johann Eduard war, der einzige Sohn, am 5. Juni alten Styls 1792 geboren. Schon am 17. October 1802 starb der Vater am Schlagfluß und der zehnjährige Knabe war mit 8 Schwestern nun der mütterlichen Sorge überlassen.

Die Mutter, welche Alles that, was sie vermochte, um die Kinder zu erziehen, lebte auf dem in Arrende

genommenen Gütchen Saja im Kirchspiel Kosch bis 1814, wo sie am Nervenfieber starb und in Kosch beerdigt ward. Bei ihren Mühen um die Kinder ward sie von freundlichen Menschen vielfach unterstützt, welche die Kinder zu sich in's Haus nahmen, oder wie der Vaterbruder in Riga, welcher dort Schulinspector war und 1823 daselbst starb, auf andre Weise viel Gutes an ihnen thaten.

Fragen wir nun aber, ehe wir an Johann Eduard Aßmuths eigne Lebensbeschreibung gehen, nach dem allgemeinen Charakter der Zeit, besonders in Sachen der Religion, deren Eindrücke Einfluß haben mußten auf das erwachende Gemüth des Knaben, so wird in den wenn auch kurzen Familiennachrichten ein Zwiefaches bemerkbar. Durch den Großvater hat nämlich ein Lebensbächlein aus der guten alten gläubigen Zeit, wenn auch versiegend, dennoch stillsegnend fortgewirkt auf den Sohn und Enkel. Doch ist des Vaters Leben sichtlich der geistigen Verarmung durch den Einfluß des Rationalismus anheimgefallen. Beide Geistesrichtungen haben ohne Zweifel auf die Seele Aßmuths gewirkt. Der Glaube und das Gebet des ungekannten Großvaters haben segnenden Einfluß gehabt auf seines Vaters und auch sein Gemüth, wie die letzten Strahlen der untergehenden Sonne noch scheidend die Erde beleuchten. Aber die Nacht kam, und die Vernunft der Menschen wollte weit über des Mondes Berechtigung hinaus in eignem Lichte leuchten und

sogar die Sonne entbehrlich machen. Sie predigte gen Osten hin, die Sonne brauche gar nicht mehr aufzugehn, man habe Licht und Wärme genug ohne sie. Aber es wurde dabei kalt und dunkel in der Christenheit und dies war die Richtung, welcher Aßmuths Leben in seinen Anfängen am Meisten anheimfiel.

Der Großvater und der Vater haben beide bei der Geburt ihrer Kinder Nachrichten und Segenswünsche niedergeschrieben, an denen der Unterschied beider Geistesrichtungen erkennbar ist und weil sie Zeugnisse der Zeit sind, so mögen sie hier einen Platz haben.

Der Segen des Grossvaters.

Unser erstes Kind ward am 1. Dec. geboren und am 3. Dec. durch die heilige Taufe in den Gnadenbund Gottes aufgenommeu.

Beim zweiten Kinde: Abermals hat uns der segensreiche Gott erfreut und das Kindlein ist am dritten Tage nach der Geburt seinem Erlöser und Seligmacher Christo Jesu durch die heilige Taufe zugeführt und zu seiner seligen Gemeinschaft gebracht worden. Gott erhalte diesen meinen lieben Sohn, wie auch die Anderen, in seiner seligen Gemeinschaft und gebe Gnade, daß sie sämmtlich in der Furcht des Herrn aufwachsen.

Das „vierte" hat Gott bald wieder zu sich in sein Freudenreich genommen.

Das fünfte: Gott regiere auch dieses Kind mit seinem heiligen Geiste, damit es zu seiner Ehre und uns zur Freude aufwachse.

Das siebente: Der getreue und gnädige Gott gebe, daß auch dieses Kind sein Gnadenkind sei und bleibe und dereinst ein Erbe des ewigen Lebens werde.

Das achte und neunte (Zwillinge): Der barmherzige Gott und Vater im Himmel, der auch diese Kinder in der heiligen Taufe von ihren Sünden gewaschen und sie zu seinen Bundes- und Gnadenkindern angenommen hat, der regiere sie auch in ihrem ganzen Leben durch seinen guten Geist.

Anm. Bei jedem Kinde findet sich auch die Anzeige, daß es am 3. Tage nach der Geburt getauft worden ist.

Der Segen des Vaters.

Die Geburt der ersten zwei Kinder ist nur angezeigt, ohne Angabe des Taufdatums und ohne Segenswunsch.

Beim dritten Kinde: Gott wolle ihr ein langes glückliches Leben und ein weises Herz schenken.

Beim vierten Kinde: Der Allgütige wolle sie in ihrem ganzen Leben väterlich leiten.

Beim fünfteu Kinde: Unsrem Johann Eduard — Segne ihn, o reicher Gott, mit deinen besten Gütern!!! —

Beim sechsteu Kinde: Sei ihr liebreicher Vater und Versorger.

Beim siebenten und achten (Zwillinge): Herr, führe du sie selbst auf die Bahn der Tugend.

Beim neunten Kinde: Leite sie, o Gott, nach deinem Wohlgefallen.

Beim zehnten Kinde: Du wirst sie, o Gott, nicht verlassen und versäumen.

Beim eilften Kinde: Möchte sie doch vor deinen Vateraugen und in deiner Furcht wandeln — o Gott —! heranwachsen und deiner Gnadenerweisungen allezeit werth sein.

Wenn wir des Vaters Wünsche „Segen" genannt haben, so ist es geschehn, weil dieselben gewiß nicht anders gemeint waren. Beide Väter wollten ihre Kinder segnen und daß der Vater es that, war wohl so eine Folge großväterlichen Segens. Vielen Eltern dieser Zeit ist es kaum eingefallen, ihren Kindern irgend einen ausdrücklichen Wunsch mitzugeben. Aber selbst bei diesem väterlichen Segen zeigt es sich, daß es dabei nicht so sehr auf das Herz ankommt, als auf den objectiven Inhalt des Segens. Der Großvater segnet mit voller, der Vater mit fast leerer Hand. Was sind die paar Wünsche von Weisheit, Gütern, Werthsein u. s. w. gegen die glaubensvolle Grundanschauung und die apostolischen Segnungen des Großvaters? Wie schön ist auch dieses Letztern Eile mit der Taufe. Schon am dritten Tage nach der Geburt sind alle seine Kinder getauft. Der Vater hat wohl nicht so mit dem Sakrament geeilt, und noch bis in unsre Zeit ist vielen Eltern vieles Andere viel wichtiger als dieses Wichtigste von Allem.

Es tritt uns eben die Zeit des alten gesunden Glaubens und die Zeit des Rationalismus hier in zwei concreten Bildern vor die Seele. Eduard Johann Aßmuth hat in seiner Jugendzeit seines Vaters Segen wohl geerbt, hat aber später oft dafür gedankt, daß ihn sein Gott hernach das hat finden lassen, was auch der Inhalt des großväterlichen Segens war.

Viele in unsrer Zeit haben Aehnliches erfahren, haben von den Großeltern oder Urgroßeltern eine Achtung vor

dem vollen, gesunden, apostolischen Glauben überkommen den die Väter oder auch Großväter nicht mehr hatten, eine Achtung, welche nun — beim Wiedereintreten des Offenbarungsinhalts in das Leben, ihnen die Dienste gethan hat des Bethlehemssterns.

Nach dem Tode des Vaters kam Eduard Joh. Aßmuth als zehnjähriger Knabe nach Reval in das Haus des verwandten und wohlwollenden Rathsherrn Hoffmann, welcher ihn die Ritter- und Domschule besuchen ließ[1]. Wir sind nicht im Stande, über den damaligen Zustand der Schule, über die Persönlichkeit der Lehrer, über die Eindrücke jener Zeit etwas zu sagen. Nur so viel ist gewiß, daß überaus freundliche Erinnerungen aus dem Hoffmannschen Hause in Aßmuths Seele hafteten und daß die Schule in ihm einen Sinn für die Schönheiten der römischen und griechischen Classiker geweckt hat. Er hatte ein vorzugsweise empfängliches Gemüth, welches Eindrücke mit Lebhaftigkeit aufnahm, sich das Beste davon ohne viele Weitläufigkeiten zu eigen machte, und dieses dann da, wo es nöthig war, wohl anzuwenden wußte. Daß der Religionsunterricht in Reval damals von den Strahlen der Sonne Rom's und Athen's verbrannt war, läßt sich nicht anders erwarten. Wenn die Religion sich auf die Gedanken reducirt, die der Menschengeist über sie hat, wenn sie zum Product derselben herabsinkt, so sind Plato

[1] Alle Bitten um genauere Nachrichten über die Gymnasialzeit Aßmuths, an Zeitgenossen von ihm gerichtet, sind erfolglos geblieben.

und Lucian, Cicero und Horaz stets größere Autoritäten als die Fischer und Zöllner aus Galiläa sammt ihrem großen Meister. Doch scheint sich ein Zug romantischer und sentimentaler Neigung von Seiten des Lehrers dem Religionsunterricht beigemischt zu haben. Aßmuth erzählt in seinem 60. Jahre einem Freunde in einem Briefe, wo er seine Freude über Kurtz Lehrbuch der heiligen Geschichte ausspricht, welches seine Söhne in den Ferien als Handbuch des Religionsunterrichts mit nach Hause gebracht hatten, „mein Religionslehrer las uns in den „Stunden den Zauberring von Fouqué vor, als einen „Roman, welcher eine religiöse Tendenz habe.“ — Solche Dinge sind nicht nur an und für sich Zeichen der Zeit, sondern wir halten auch keinen dieser Züge namentlich aus der Kinderzeit für unbedeutend. Es gibt kein Alter, dem Alles so große Bedeutung hätte, wie das Kindesalter, das Alter wo die Erlebnisse, auch die scheinbar geringsten, gleich keimkräftigen Körnlein sich in den frischen, zarten Boden einsenken und ihrer Zeit auch aufgehn als Unkraut oder Waizen.

Daß nun in jener Zeit schlechten Religionsunterrichts und überhaupt schlechter Religiosität junge Leute sich gleichwohl noch bewogen fühlten, Theologie zu studiren, wäre unbegreiflich, wenn nicht theils die fertigen Pfarreien da gewesen wären, theils auch der Rationalismus zugleich bei Wein und Thee, Bier und Kaffee so ein überaus gemüthlicher Schwärmer von Menschenveredlung und Pfarridyllen gewesen wäre, und endlich — wenn

nicht ein stiller unbewußter Zug des Geistes Gottes — so eine Folge vorelterlichen Segens und göttlicher Barmherzigkeit — sich in Manchen geltend gemacht und künftigen bessern Zeiten die Werkzeuge providentiell zubereitet hätte.

In Aßmuth war wohl von dem Allen etwas, als er 1810 im Sommer die Universität Dorpat bezog. Ein noch lebender, lieber Universitätsfreund Aßmuths schreibt: „Als ich Aßmuth in Dorpat kennen lernte, trat er mir entgegen als ein ernster, milder, gemüthlicher, biederer Mensch. Er war fleißig und entzog sich zwar nicht burschikosen Angelegenheiten, nahm aber auch nie besonders lebendigen Antheil daran. Wir waren — schon von der Schule her — pure, gute Rationalisten. Dabei schwärmten wir dafür, einst als Landpastoren segensreich für die Aufklärung des armen Landvolks zu wirken, daneben ein recht idyllisches Leben zu führen — häusliches Glück stand oben an als Ziel der Wünsche." —

Keiner der damaligen theologischen Professoren war im Stande, den Studierenden von besonderer Bedeutung zu werden. Der alte orthodoxe Lorenz Ewers [1] ward

[1] Zum großen Segen der Kirche ist die kirchliche Dogmatik vom theologischen Katheder in Dorpat fast ununterbrochen, besonders aber zu dreien Zeiten, rechtgläubig gelehrt worden. Zuerst durch diesen alten Lorenz Ewers zur Zeit des florirenden Rationalismus. Die alternde Stimme konnte nicht durchdringen gegen das siegreiche Tagesgeschrei der Aufklärer, sie ist damals verhallt, obwohl nicht ihr Andenken. Sodann wieder durch Dr. Ernst Sartorius im siegreichen Kampf gegen den Rationalismus. Diese Stimme hallet noch nach in den Herzen seiner Schüler. Sie hat ihre Zeit und Auf-

zwar persönlich geehrt, aber er hatte keinen Einfluß und konnte nicht aufkommen gegen den Strom der Zeit. In den Studierenden war zwar Sinn für Wissenschaft, wenn auch nicht eigentlich für theologische Wissenschaft; dieser aber ward, auch wo er vorhanden war, mehr erstickt als gefördert. So verging die wichtige Universitätszeit damals in Dorpat ohne den vollen theologisch-wissenschaftlichen Ertrag. Aber sie war in andrer Art doch eine schöne Zeit für Aßmuth durch seinen Umgang mit der „Blüthe der damaligen Zeitgenossenschaft,“ wie ein jetzt hochgestellter, nur wenig jüngerer Mann, der nicht Theologe, doch zu jenem Kreise gehörte, sich ausdrückt, zugleich sich freuend, durch Aßmuth einen Platz in jenem Umgangskreise gefunden und dadurch den Grund und Boden zu seiner ganzen sittlichen Bildung gelegt zu haben. Es gehörten zu jenem Kreise Dr. Ullmann, jetzt lutherischer Bischof und Vicepräsident des General-Consistoriums,

gabe erkannt und gelöst, sie hat den Rationalismus dogmatisch überwunden. Aber — irren wir nicht — so faßte sie zu ausschließlich diesen Feind ins Auge, zu wenig noch die neuere Philosophie und den Pietismus, zu wenig die ganze zu überwindende Macht des nur subjectiven Denkens und Fühlens. Deshalb konnte aus dieser Schule allein noch nicht hervorgehn, der die Dogmatik gelehrt hätte, wie die Zeit, besonders die Folgezeit es forderte. Als es Zeit war das Ungesunde und Gefährliche in jenen Richtungen zu entlarven und zu überwinden, da trat Dr. Philippi ein, ausgerüstet mit der ganzen Rüstung Gottes zu dem Kampfe, der nothwendig war. Aus seiner Schule hat Gott Mehrere gesandt, welche mit Kelle und Schwerdt auf der Kanzel und dem Katheder zu bauen tüchtig waren und sind.

Gouverneur von Grünewaldt, Excellenz, von Bäer, Excellenz, Akademiker in St. Petersburg, Fr. von Roth, General, jetzt in Tiflis, v. Stoffregen, Staatsrath und kaiserlicher Kammerherr, Bürgermeister Schwartz, Bürgermeister Groß in Riga, G. Hollander (früh verstorben), W. Dullo, Pastor in Kubillen, von Wolffeldt, Pastor Schwartz von Pölwe und Sellheim von Saugnitz.

Doch nur zwei Jahre dauerte der Aufenthalt in Dorpat. Im Jahre 1812 folgte Aßmuth dem Rufe als Hauslehrer zu dem Landrath von Grünewaldt auf Koik in Esthland. In diesem Hause hat er eine sehr glückliche Stellung eingenommen. Von 1812 bis 1815 zuerst, und dann wieder von 1817 bis zum Eintritt ins Amt im Jahre 1819 war er dort Hauslehrer. „Hatten sein kindlich bescheide„nes Wesen und seine große Tüchtigkeit ihm die Aner„kennung und Achtung der Eltern verschafft, so trug auch „wohl sein Verhältniß zu mir, dem ältesten Sohne, dazu „bei, ihm je länger je mehr weit eher die Stellung eines „Kindes und eines Freundes, als die eines Lehrers im „Hause zu geben.“ So lautet ein uns freundlichst zugekommenes Zeugniß des jetzigen Hauptes dieser hochgeachteten Familie. „Als ich, fährt der geehrte Schreiber „fort, im December 1818 aus dem Auslande heimkehrte, „fand ich Aßmuth noch vor, förmlich eingelebt als ein „Glied der Familie. Aber es handelte sich damals schon „um seine Berufung nach Torma. Im Januar 1819 zog „er wirklich dahin ab, und ich erinnere mich noch der „Abschiedsthränen, die damals so reichlich flossen.“

Aber wir haben mit Obigem eigentlich vorgegriffen. Jene Zwischenzeit vom Frühling 1815 bis 1816 im Juli durfte Aßmuth im Auslande zubringen. Sein Vaterbruder, damals Schulinspector in Riga, unterstützte ihn zu dieser Reise und im Mai 1815 reiste er mit Ullmann und G. Hollander zu Schiffe nach Stettin, von da über Berlin, Potsdam, Dessau, Leipzig nach Jena, wo die Reisenden den nachmaligen Professor Dr. Julius Walter trafen.

Eine neue Zeit war derweile über Deutschland aufgegangen. Das scharfzüchtigende Joch der Franzosenherrschaft war gebrochen, ganz Deutschland regte sich in freudiger Kraft, und unsre Reisenden sahen sich alsbald in Jena auf dem Markt in eine akademische Feier des großen Sieges bei Waterloo hineingezogen. Von dort gingen sie mit noch mehrern Landsleuten und Freunden durch Thüringen und Franken nach München, von Berlin an fast immer zu Fuß. Von da über Lindau auf sechs Wochen in die Schweitz, nachdem sich ihnen auch noch Heinrich von Stryk (jetziger Besitzer von Tieguitz) angeschlossen hatte. Auf dem Rigi ward ihnen das schönste Wetter und der befriedigendste Genuß im Anschaun des unvergleichlichen Panorama's gewährt. Von dort über Luzern, den herrlichen Vierwaldstädtersee ins Urserenthal und über die Furka, Wengernalp, Lauterbrunnen nach Martigny, über den Col de Balme nach Chamouny. Von da über Genf nach Yverdun, wo sie Pestalozzi und seine Anstalt kennen lernten. Sodann über Bern nach

Hofwyl zur Fennebergschen Anstalt. Ueber Basel immer meist zu Fuß nach Freyburg und Straßburg, wo der herrliche Münster bis in die Spitze erstiegen wurde. Als sie sodann Frankfurt a. M. erreicht hatten, zog gerade, aus Frankreich zurückkehrend, das Irkutzkische Husarenregiment durch. Wie die Freunde die Reihen mustern, siehe, da erkennen sie den Universitätsfreund, den jetzigen General und bekannten Vertheidiger der kaukasischen Feste Friedrich von Roth, den der Feind bisher nicht aus dem Sattel gebracht hatte, der aber nun einen großen Sturm von ihn ergreifenden Freunden aushalten und sich ihnen in alter Freundschaft zum Gefangenen ergeben mußte. Nun machten die Freunde die Rheinfahrt auf gemiethetem Boot mit öfterem Anlegen an den Ufern bis Cöln. — Der Beginn des Wintersemesters trieb sie nach Jena. Wir haben diese Reisetour nicht übergehen mögen, weil die Namen der Orte schon es verkünden, welche Eindrücke Aßmuth in lieber Gesellschaft da überall empfangen, und was für schöne und interessante Bilder aus der Natur, Kunst und dem Menschenleben sich seiner Seele einprägen mußten. Auch hat er viel später, als jüngere Freunde, welche fast dieselbe Reise gethan, davon redeten, warmen und frohen Herzens gerühmt, was auch er hatte auf dieser unvergeßlichen Wanderung erfahren dürfen. Vor Allem war es die Schönheit der Natur, welche Aßmuth in lebendiger Erinnerung behalten hatte. Wie er auf der Reise, nach dem Zeugniß eines der Freunde, an Allem gleichen Antheil genommen und immer der

herzliche, anspruchlose, still-heitere Freund gewesen war, so war er es auch bei seinen spätern Berichten über diese Reise, und gar manches Mal haben wir ihn dabei auf Spaziergängen seinen Wanderstab lebhafter einsetzen und gleichsam in erneuter Wanderlust zuschreiten oder stehen bleiben sehen, und sein „herrlich, herrlich“ rufen gehört.

Es folgte nun eine Reise des Geistes in das Reich des Geistes in dem Wintersemester in Jena. „Am Lieb-„sten war uns Schott — schreibt einer der Universitäts-„freunde — bei dem wir ein Collegium hörten. Er war „ein Uebergangstheologe, sein persönlicher Glaube an die „Grundwahrheiten des Christenthums äußerte sich warm „und entschieden und er stand in allgemeiner sittlicher „Achtung. Er war zugleich Director des homiletischen „Seminars, an dessen Arbeiten wir Theil nahmen. So-„dann hatten wir ein sogenanntes lateinisches Disputa-„torium bei Baumgarten-Crusius, dessen gründliche Ge-„lehrsamkeit und eingehende Literaturkenntniß wir be-„wunderten. Köthe hielt ein kirchen-historisches Repetitorium. „Aber wir sahen ihn zu sehr als befangenen Pietisten „an, als daß er auf uns damals hätte Einfluß gewin-„nen können. Seine salbungsvollen Reden enthielten für „uns zu wenig Tüchtiges und darum waren sie uns von „keiner Bedeutung. Dagegen war uns Gabler doch schon „zu veralteter Rationalist, als daß wir ihn nur hätten „anhören mögen, und Danz war zugleich sittlich verachtet. „Wohl aber hörten wir Naturphilosophie bei Oken und, „ohne daraus viel zu gewinnen, machten wir gern seine

„Freitag-Abends-Gesellschaften mit, wo wir Gelegenheit „hatten, bei einem Glase Rosenbier sein immenses Viel-„wissen anzustaunen oder uns von ihm über Verhältnisse „unsres Vaterlandes ausfragen zu lassen. Auch hörten „wir bei Luhden ein Publikum über neuste Geschichte „in gedrängt besetztem Hörsaal und bei einem Privat-„docenten Starck, einem lieben anregenden Manne, der „aber früh starb, ein Collegium, das Ideen zur Philo-„sophie der Geschichte enthielt."

Die Freunde waren in dem frühern Zusammentreffen mit Dr. Julius Walter, auch durch die genannten Professoren in Jena wohl schon in Berührung gekommen mit wiedererwachtem evangelischen Leben, aber es hatte auf Aßmuth vielleicht weniger noch als auf seine Freunde gewirkt. Er hielt mit einer gewissen Zähigkeit an einmal gewonnener Ueberzeugung fest und es dauerte lange, ehe er ganz und in Wahrheit auf etwas Anderes einging. Dieses mußte sich ihm erst als mächtige Lebenskraft bewähren, ehe er das Frühere aufgab. Es ergötzte ihn wohl Vieles, er verschloß sich nicht gegen die Bewegungen und mancherlei Gebilde des Menschengeistes, er fand Vieles „interessant". Wie oft haben in späterer Zeit seine Freunde dieses Wort mit ihm eigenthümlicher Pantomime aus seinem Munde vernommen, wobei er so aussah, als wolle er sagen: nun, blühe Blümchen, blühe. Er freute sich auch eine Weile an solchen Geistesblümlein, aber seines Lebens ein Theil wurde nichts, was ihm als bloße Theorie, als Spiel des Geistes erschien. So blieb

es bei ihm sein Leben lang. Das Christenthum trat ihm damals in Jena wohl noch mehr als Ansicht Einzelner entgegen, darum blieb er davon unberührt. Darum auch soll seine damals im Jenaischen Seminar gehaltene Predigt, die später in der Denkschrift des Seminars abgedruckt wurde[1], also Anerkennung gefunden hatte, „sich „noch ganz auf rationalistischem Boden bewegt und sogar „das damals schon gesuchte Kleid christlich-gläubiger Re„densarten als Schmuck für die gepredigte Moral ent„schieden verschmäht haben.“

Doch auch nach andern Seiten hin bewegte sich das Leben der Landsleute, deren Zahl damals recht groß war, in Jena. Sie hielten unter sich zusammen, schlossen sich aber keineswegs vom Umgang mit andern Landsleuten aus. Ein paar Mecklenburger, welche die Freiheitskriege mitgemacht hatten (namentlich Horn), waren ihnen besonders befreundet und das Burschenleben war für sie nicht ohne Interesse, obgleich das Rohe daran und das Politische, welches dem Studiren viel Zeit raubte, ihnen durchaus mißfiel. An manchem vergnüglichen Zuge nach den benachbarten, hübsch gelegenen Dörfern nahmen sie fröhlichen Antheil, einmal an einer tollen Schlittenfahrt nach Kahla, die dorthin leidlich gelang, aber auf der sie beim Rückweg durch den Koth, der allen Schnee verschlungen hatte, buchstäblich sich zurückschleppen mußten. Einige Mal ging's auch nach Weimar, um Wilhelm Tell oder Maria Stuart unter Göthe's Leitung vortrefflich

[1] S. Napiersky Schriftsteller-Lexicon unter dem Namen Aßmuth.

aufführen zu sehen. Den Schluß des harmlosen, fröhlichen Beisammenseins krönte ein mit vielem Humor ausgeführter Livono-esthono-kurono-ruthenischer Congreß, ein durchaus harmloses improvisirtes burschikoses Seitenstück zu dem damals viel besprochenen Wiener Congreß, ganz ohne alle politische Tendenz. Die Landsleute aus Berlin, Göttingen, Würzburg, Heidelberg waren nach Jena eingeladen. Mehrere kamen. Aemter und Titel wurden vertheilt, eine wahrhaft ephemere Congreßzeitung erschien und vielleicht zur Darstellung des bekannten Witzworts über den Wiener Congreß: le congrès danse bien, mais il ne va pas, ward eine Schnur aus zwei gegenüberliegenden Fenstern über die Straße gezogen und auf dieser Schnur tanzte mehrmals am Tage eine enorme Posttasche des Livono-esthono-kurono-ruthenischen Congresses hin und her. Eine reine, fröhliche jugendliche Posse, die nur zu angenehmem Zusammensein und fröhlichem Schluß der akademischen Zeit in Deutschland diente.

Zu Ostern 1816 verließ Aßmuth Jena, besuchte noch einige Gegenden Deutschlands, mit Moriz von Engelhardt, G. Hollander, Stoffregen und von Grünewaldt Dresden und die sächsische Schweiz, allein in Hannover und Bremen auch drei noch lebende Vaterschwestern, deren Jede er im Kreise einer großen Familie fand, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde, und kehrte über Hamburg und Lübeck nach Riga zurück.

In Travemünde war es, wo an einem Morgen vor der Abreise ein schon früher, auf der Rheinreise und in

Jena ihm bekannt gewordener Landsmann in sein Zimmer trat und sich ihm als Gefährten auf der Heimreise darstellte.

Dieser Freund hat später einen bedeutenden Einfluß auf Aßmuth's Leben gehabt, wovon damals Beide noch nichts ahnten. Die Reise zu Schiff dauerte fünf Wochen, von denen zehn Tage auf Erdholm oder Christiansö verbracht werden mußten. In welchem Sinne aber alle Widerwärtigkeiten der Fahrt hingenommen wurden, ersehen wir aus einem Blatt, datirt vom 28/16 Juni 1816, aber wahrscheinlich später fortgesetzt: „Wer von uns hätte „wohl gedacht, als wir in Jena uns trennten um, Du „nach Göttingen, ich nach Hause zu reisen, daß wir noch „so Manches auf Deutschlands Boden zusammen erfahren, noch Freud' und Leid zusammen tragen sollten. „Von jenem Morgen an, als Du gleich einem deus „ex machina in Travemünde zu mir in's Zimmer tratest, bis heute, wo uns noch der verwünschte Nordost „auf Erdholms Felsenklippe bannt, welch' eine Kette von „fröhlichen Stunden, die wir dem ungünstigen Geschick „abtrotzten, von fehlgeschlagenen Hoffnungen, von Entbehrungen und Widerwärtigkeiten. Als Beleg dazu brauche „ich Dich nur an die schönen Abende in der Travemünder Laube, an den Morgen unsrer Abreise, wo die „Hoffnung nach drei Tagen in Riga zu sein unsre Herzen schwellte, sowie der frische West die Segel, an den „stürmischen Tag auf der See, an das Jammerbild „unsrer Cajüte, an Erdholm mit seinen Dorschen (die

„wir selbst auf vierzig Faden Tiefe angelten), Pataten „(d. h. Kartoffeln, deren ganzen Vorrath auf der Insel wir „schon mehrere Tage vor unsrer Abreise von derselben „verzehrt hatten, während der Wind die Insulaner hin„derte, neue Provision von Bornholm zu holen), Com„mandanten, Frau Olsen und übrige Merkwürdigkeiten „zu erinnern“.

Nach der Heimkehr trat Aßmuth im Sommer 1816 wieder in sein Hauslehreramt im von Grünewaldtschen Hause auf Koik ein und blieb dort bis in das Jahr 1819. Wir haben aber gehört, wie liebreich der Abschied aus diesem Hause war. Der damalige Kirchenpatron des Torma-Lohhususchen Kirchspiels, Landrichter Samson von Himmelstiern, hatte Aßmuth vocirt und am 12. Januar 1819 wurde er in Riga zum heiligen Amte ordinirt. —

Hiermit ist nun der erste Abschnitt in Aßmuth's Leben geschlossen. Denn wenn auch, wie wir sehen werden, die Richtung, der er hier angehörte, in den nächsten Abschnitt hineinreicht, so ist sie doch vor der Macht des heiligen Amtes, vor dem Einfluß des erwähnten Freundes und vor dem des Pietismus als verschwindend anzusehn.

Aßmuth's Leben stand bisher unter dem vorherrschenden Einfluß des Rationalismus, d. h. derjenigen Geistesrichtung, welche nichts glaubt und anerkennt, als was vor dem Richterstuhl des menschlichen Verstandes sich rechtfertigen kann. Was diesem Forum sich entzieht, sei es ihm zu hoch oder zu tief, das wird beseitigt. Daher ist mit ihr nothwendig eine Verflachung der Lehre und des Lebens

verbunden, welche für den Theologen namentlich von den nachtheiligsten Folgen sein, aber auch in andern Lebensgebieten zerstörend wirken muß. Der Rationalismus, der ja auch in den Ostsee-Provinzen, ohne jemals namhafte wissenschaftliche Vertreter hier gefunden zu haben, doch in seiner vulgären Gestalt mächtig genug gewesen ist, hat hier das christliche und sittliche Leben der Deutschen untergraben und den Nationalen wenigstens den Trost der vollen Wahrheit vorenthalten. Er hat allerdings vom christlichen Glaubensbekenntniß noch etwas stehen lassen, den Glauben nämlich an Gott den Vater. Obgleich der persönliche Gott und seine beempfindelte Vaterschaft am Ende auch noch in die unpersönlichen Vorstellungen von „Vorsehung und Himmel" verschwimmen mußte, so hat der Rationalismus doch stets seine Ehre gesucht in der Anerkennung Gottes des Vaters. Daß, wer an den Sohn nicht glaubt, auch den Vater nicht hat, haben die rationalistischen Kinder nicht zugeben können, es beleidigte und entrüstete ihren obligaten Kindessinn viel zu sehr. Sie hielten es für ihre heilige Pflicht den Vater ohne den Sohn zu lieben und dem Ersteren allein die Ehre zu geben. Sie waren stolz darauf, dem Sohne als dem Ersten ihres Gleichen den Vortritt des weisesten und besten Rationalisten zu lassen und ihm also seine rechte Stellung angewiesen zu haben. Dabei ist dem Rationalismus ein gewisses Emportement, eine fast komische Begeisterung für seine Sache nicht abzusprechen. Aber das Schlimme war nur, daß der Versuch, den Vater ohne

den Sohn zu lieben, aus purer natürlicher Güte und Tugendhaftigkeit zu lieben, um so für die in thesi noch behauptete Unsterblichkeit sich würdig vorzubereiten — daß dieser kühne und naive Versuch dahin ausschlug, wohin er ausschlagen mußte, daß alle Offenbarung Gottes, daß die Gnadenmittel, daß das ganze Heil ihnen zerging wie Schaum.

Das Leben der Rationalisten ist auf's Mildeste als Naturleben zu bezeichnen, als Leben in der Schöpfung, ohne Erlösung und Heiligung. Sie hatten den Vater nicht, von dem sie träumten, sie hatten die Tugend nicht, für die sie schwärmten, sie hatten endlich auch — wir möchten sagen: glücklicher Weise die Unsterblichkeit nicht, auf die sie hofften. Darin lag der Fluch dieser Richtung. Es war eine leere, arme Zeit. Es ging auch ein Gefühl von dem verarmten Leben durch die Zeit. In solchem Gefühl haben Viele, und diese waren die leichteren Naturen, im Idyll sich erst recht hineingebaut in die Hütten der Erdenlust, um doch einen Ersatz zu haben für den verlorenen Himmel, Andere, und dies waren die tieferen Naturen, haben in der Elegie ihre Klage hinausgesungen in die Wüste.

Wir haben dieses Alles gesagt, obwohl es längst bekannt ist, nur um daran zu zeigen, daß es in den Ostseeprovinzen auch so war. Aßmuth hat diese Richtung in seiner ersten Lebenszeit durchlebt, wie wir freilich mehr aus einigen Andeutungen, als aus der bisherigen Gesammtdarstellung erkennen. Diese zeigt uns vielmehr

einen ganz freundlichen äußerlichen Verlauf seiner Jugendzeit. Aber der wahre Werth des Menschenlebens beruht doch allein auf seiner religiösen und sittlichen Grundlage, und es fehlt in Aßmuth's Leben bisher die lebendige Beziehung alles Lebens auf den Gott seines Lebens. Der Grund davon lag bei ihm nicht in einer bewußten Aneignung der kantischen Philosophie und anderer damit zusammenhängender philosophischer Systeme. Wenn diese ihm auch nicht fremd blieben, so wurden sie doch keine Macht in seinem Leben. Vielmehr war es die practische Folge jener Systeme in der Autonomie der menschlichen Vernunft gegenüber der heiligen Schrift, in der Macht der eignen Gedanken, dem Schwärmen für Tugend und Aufklärung, wie er auf dem Gymnasio in Reval dies kennen gelernt hatte, auch wohl in Jena und Deutschland noch vorfand, und es aus alter Gewohnheit noch festhielt, obgleich der Einfluß der Freiheitskriege, die anders lautenden Vorträge jenaischer Professoren, und die evangelischere Richtung seiner Commilitonen sich ihm auch schon fühlbar machen mußten als neue in die Zeit eingetretene Mächte. Es war auch für ihn eine Zeit unbefangenen Naturlebens und dürftiger Moral. Obgleich er in dieser Zeit durchaus zu den Gesitteten gehörte, so war doch sein Leben noch ohne wahrhaft erbauendes Prinzip. Wenn auch der Lebensgenuß stets von der Sitte in Schranken gehalten ward, wenn auch das moralische Bewußtsein unverkennbar eine Macht bildete in seinem Leben, so kann man doch weder jene Schranken, noch diese

Moral ein Princip nennen, aus welchem das Leben organisch hervorgewachsen wäre und sich selbstständig gestaltet hätte. Die Sitte mit ihrer mehr traditionellen Macht, die Moral mit ihrer mehr das Bewußtsein in Anspruch nehmenden Forderung haben sich nie als inwendig umgestaltende Lebensmächte bewährt, sondern haben stets nur Flickwerk an den Menschen gethan.

Aßmuth selbst hat später diese Zeit seines Lebens gerichtet. Das mannichfach Schöne, was sie enthielt, hat er nicht verkannt. Aber d a s ließ ihm diese Zeit als eine arme schuldbeladene erscheinen, daß er, von Gott wissend, ihm dennoch nicht gedankt, ihn nicht gelobt habe, sondern in Eitelkeit und Thorheit sich habe von der Sonne Gottes bescheinen lassen, ohne sein Herz in Wahrheit Gott hinzugeben, daß er geblühet habe wie ein Blümlein auf dem Felde in Natürlichkeit und Naturweise ohne den Glauben an den Gott, der ihn kleidete wie die Lilien auf dem Felde!

Uebrigens will es uns erscheinen, als ob Aßmuth mitten im Genuß des Lebens doch ganz glücklich nicht gewesen sei. Er hatte Neigung zur Elegie. Wir haben gesehn, daß er sich nie ganz hingab in den Strom der damaligen Freuden, daß er immer eine gewisse Stille liebte, und daß, wohl unbewußt, während des Vaters Wunsch an ihm sich erfüllte, eine Sehnsucht nach dem ewigen Gut, wovon des Großvaters Segen redet, sich in ihm regte.

Zweiter Abschnitt von 1819—1846.

Die Zeit des Pietismus.

I.

Aßmuth's persönliche Glaubensstellung.

Aßmuth, nun 27 Jahre alt, trat in das heilige Amt noch ohne in lebendiger Glaubensgemeinschaft mit dem Herrn des Amtes zu stehen, noch ein Rationalist, nicht ohne mancherlei Gedanken von sittlicher Volksveredlung, aber ohne Einheit des Glaubens, nicht ohne Vorstellungen von Pfarrerarbeit und Pfarrerfreude, aber ohne Erfahrung der Liebe, die Freude und Leid, Arbeit und Ruhe in den Dienst dessen bringt, welcher der Herr der Thränensaat und Freudenerndte ist. Es ist damals Vielen so gegangen.

Das erste Jahr verlebte Aßmuth im Pastorate bei der Wittwe seines Amtsvorgängers, des Propsts Asverus. Als dieselbe das Haus ihm einräumte, da — schreibt Aßmuth später — „schenkte mir der Herr, der mich bisher so „gnädig geführt hatte, ein theures Weib in der Tochter „des Pastors Hörschelmann zu Matthäi in Esthland, Namens Auguste, mit der ich am 17. December 1819 „zur heiligen Ehe verbunden wurde". Bis zum Jahre

1821 änderte sich nichts in Aßmuths bisherigem Standpunct. Aber es sollte anders werden. Jener Freund, der ihn in Travemünde fand, war gleich im ersten Jahre nach seiner Heimkehr aus Deutschland mächtig von der Sünderliebe Christi ergriffen worden. Was ihn innerlich neubelebte, konnte bei ihm nicht ohne entscheidende Folgen für sein äußeres Leben bleiben. Von 1817 bis 1820 war er in St. Petersburg im Staatsdienst angestellt gewesen und hatte in den günstigsten, angenehmsten und glücklichsten Verhältnissen gelebt. Nicht diese Fülle von irdischem Glück, wohl aber ein petrinischer Fischzug in der Tiefe des Meeres göttlicher Barmherzigkeit hatte ihn Christo zu Füßen geworfen und, nachdem auch er zerbrochenen Herzens gerufen hatte: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch, war ihm das Trostwort Christi zu mächtig geworden: fürchte dich nicht, Simon, von nun an sollst du Menschen fangen. Und auch er verließ die vollen Netze des irdischen Berufs, folgte Christo nach und entschloß sich im Sommer des Jahres 1820 zum Studium der Theologie. Kaum war ihm dabei das erste Semester unter fleißigstem Arbeiten verflossen, als ein Brief eines Freundes ihn, der Lettisch, aber kein Wort Esthnisch verstand, auf so ernste und dringende Weise aufforderte, diese Sprache zu lernen und sich bei einer damals vacanten Pfarre auf Oesel zu melden, daß er darin mit petrinischer Raschheit den Willen des Herrn erkannte, sein Studium auf der Universität beendigte und, um Esthnisch zu lernen, nach Torma zog, wo er sich ziemlich

die erste Hälfte des Jahres 1821 aufhielt. Er schreibt: „Aßmuth sowohl, als seine Auguste waren so liebe herzige Menschen, daß sie mich die Kluft, die sich durch meine Sinnesänderung zwischen uns gebildet hatte, wenigstens nicht merken ließen".

Daß eine solche da war, wird aus der nach des Freundes Weggang aus Torma begonnenen, anfangs noch sparsamen, hernach ganz regelmäßig bis zu Aßmuth's Tode fortgesetzten Correspondenz in ihrer Anfangszeit sichtbar.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Freund persönlich schon bedeutenden Einfluß auf Aßmuth gewonnen hatte, aber dieser hatte doch seine Nathanaelsgedanken, die vielleicht weniger dem Herrn Christus selbst, als vielmehr dem Ort, wo er herkam, d. h. der menschlichen Art und Weise galten, wie ihm Christus geboten ward. Er schrieb dem Freunde damals: „ich muß Dir gestehen, daß Du Deinen Beweis scharf durchgeführt hast, so daß ich Dir nichts entgegnen kann. Allein bei mancher Stelle war mir doch, als wenn ich andrer Meinung sein müßte und als wenn es um meiner selbst willen, damit ich immer mehr in's Klare komme, gut wäre, Dir meine Einwendungen mitzutheilen". Vor allen Dingen ist es nun die Forderung der Toleranz, dieses Schooßkindes des Rationalismus, die Aßmuth an den Freund stellt, welcher in seiner entschiedenen Weise die allerdings auch deutliche und bestimmte Schriftlehre von der Verdorbenheit der menschlichen Natur zur Verurtheilung aller noch unentschiedenen Zustände und Standpuncte benutzt hatte. Aßmuth sagt:

„wenn ein Mensch nur zugebe, daß die heilige Schrift die Quelle des Lichts und jeder Erkenntniß in göttlichen Dingen sei, wenn ein Solcher redlich strebe und forsche, so solle man das anerkennen und ihn nicht wie einen Gegner und Feind behandeln, wenn er auch Vieles noch nicht annehme, was die Schrift sage. Auf dem Boden redlichen Forschens solle man sich eins mit ihm fühlen und das um so mehr, als alle doch nicht nur höchstens rechtschaffene Leute, sondern auch Christen seien. Da sei es doch gut, das: „nicht daß ich es schon ergriffen hätte, sondern ich jage ihm nach“ mit Geduld im Auge behalten. Viele unterscheiden sich doch dadurch von Juden und Muhamedanern, daß sie Christum für den Weg zum Vater hielten. Das höchste Gesetz der Liebe fordere es doch, einem Bruder etwas nachzusehen, wenn er sage: ich suche wie Du in der Schrift, aber ich finde in derselben nicht, was Du findest. Dürfe man denn sagen: ich habe das allein Wahre gefunden und Du nicht? Und wenn nun gar der Andre in Rücksicht der guten Früchte des Lebens uns gleich sei, welches Merkmal und Kennzeichen wolle man dann wohl von der eignen bessern Erkenntniß angeben? Könne man dieses Gesetz der Liebe nicht walten lassen ohne ein Lauer zu sein? Wie unendlich verschieden seien die Wege auf denen der himmlische Vater seine Kinder zu sich heranziehe?“

Aber nicht nur in Bezug auf das formale, auch in Bezug auf das materiale Princip unsrer Kirche möchte Aßmuth noch die Toleranz bewahren. Er fragt: warum

sollen wir denn unsre Gedanken in der für unsern Verstand doch völlig unbegreiflichen Wahrheit, daß Christus Gottes Sohn ist und daß er in die Welt gekommen ist, durch sein Verdienst die Sünder selig zu machen, als die einzig gültigen annehmen, warum nicht lieber mit herzlichem und kindlichem Glauben bei den einfachen Worten der Schrift stehen bleiben, ohne irgend Jemand aus dem großen Bruderkreise deswegen auszuschließen, weil er sich vielleicht nicht ganz dasselbe unter jenem Ausdruck denkt, wie wir?"

Wir haben diese seine Worte angeführt, theils weil sie uns zeigen, wie der Rationalismus noch in ihm wirksam war und ihn trieb, das objectiv gegebene Wort der Offenbarung im Interesse menschlicher Liebe unbestimmt zu fassen, theils weil wir in neuester Zeit solche, welche früher längst über solchen Standpunct bloßer Toleranz hinaus zu sein schienen, aber nicht zum Confessionalismus fortschreiten mögen, aus dem subjectiv christlichen Standpunct wieder in diese rationalistischen Reflexionen zurückfallen sehen, wie das Alle, welche früher an Bunsens Werken sich freuten, nun mit großem Schmerz wahrnehmen müssen. — Große Leute fehlen auch!

Etwas später, doch in demselben Jahre, war die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zur Sprache gekommen und Aßmuth antwortet dem Freunde: „Wenn Du Niemand einen Christen nennen kannst, nur weil er die äußerlichen christlichen Gebräuche mitmacht, so gebe ich Dir darin Recht. Es ist ein inneres Leben unerläßlich zum wahren

Christenthum. Allein ich stimme nicht ein in die Nothwendigkeit einer gänzlichen, bald plötzlichen, bald allmähligen, immer einen bestimmten Lebenszeitraum bezeichnenden Umwandlung. Ich zwar habe etwas davon erfahren, der ich lange im Dienst der Sünde und des Irrthums geweilt habe und durch Gottes Gnade und wunderbare Leitung, vorzüglich durch fromme Menschen zur Erkenntniß meines Irrweges und zu dem heiligen, doch noch lange nicht genug festen Streben gekommen bin, ein wahrer Christ zu werden. Aber ich kenne Menschen, die nie einer solchen Umgestaltung bedurft haben, weil sie von echt christlichen Eltern erzogen, ähnlichen Kämpfen nicht unterworfen gewesen sind, wie wir, lieber Bruder. Sollte so ein Christenthum weniger echt sein, weil keine groben Fehltritte vorangingen? würde nicht aus Deinem Satze folgen, daß man um ein wahrer Christ zu sein, vorher recht ein großer Sünder geworden sein müsse! Etwas Andres ist es doch: ich muß mich in meinen angebornen Fehlern und Sünden erkennen, als: ich muß vorher gesündigt haben."

Es ist nach Obigem kein Zweifel, daß der Vater ihn jetzt schon mächtig zum Sohne zog. Aber Aßmuth's Wesen, zum Theil das unberechtigte, sündliche, irrthümliche, zum Theil auch das berechtigte, durch Temperament, Individualität bestimmte, fand noch nicht die rechte Stellung zu dem Herrn und seinem Heil, und zog auch Wesentliches in die Bekämpfung der Art und Weise hinein, in der ihm der Freund die Wahrheit nahe brachte. Man

könnte, ohne das Irrthümliche in den ausgesprochenen Ansichten zu verkennen, mit Rücksicht auf den ernsten, milden und bedächtigen Gang von Aßmuth's Entwicklung fast wünschen, diese wäre in solcher Weise immer vorwärts geschritten. Sie wäre, so scheint es, vielleicht eine mehr theologische, darum nicht weniger lebendige, aber zugleich mehr organische geworden. Aber es ist unmöglich aus dem, die wesentlichen Lehren des Christenthums leugnenden Rationalismus heraus sich organisch zum Glaubensleben zu entwickeln. Der Faden muß abreißen und ein neues Gewebe muß beginnen, welches seine Fäden nicht an die Lehren des Rationalismus anknüpft, sondern an das, wovon er abgefallen ist.

Die Macht, welche in Vielen, auch in jenem Freunde früher, und in Aßmuth selbst später, dieses Werk vollziehen sollte, hatte indeß auch in den Ostseeprovinzen eine Stätte gefunden. Es war der neuere Pietismus. Dr. Kahnis hat in seinem Buche über den Protestantismus (Leipzig 1854 S. 222) nachgewiesen, daß dies nicht schlechtweg der alte Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts war. Es war auch nicht der herrnhutische Pietismus, der mit Letzterem verwandt ist und schon fast seit seinem Entstehen in den Provinzen (Kurland ausgenommen) sich angesiedelt, aber in hundert Jahren keine Kirchenbelebung bewirkt hatte, wie dieser sogenannte neue Pietismus. Dieser war nichts Anderes als die Reaction des erwachenden Christenglaubens gegen die ertödtende Macht des Rationalismus. Man hat Schleiermacher den

Kirchenvater der Neuzeit genannt. Und er ist es ohne Zweifel, wenn auch in andrem Sinne, wie die alten Kirchenväter. Denn seine Macht bestand nicht sowohl im Geltendmachen des objectiven Gehalts der Kirchenlehre, als vielmehr in der wunderbaren, lebensvollen Gewalt des sein Recht zum Leben in Gott in Anspruch nehmenden Subjects. Dabei zog seine Arbeit auch immer mehr des positiven Inhalts hervor, aber doch ohne zur richtigen Einigung des Heilsobjects und des heilsbedürftigen Subjects zu gelangen. Schleiermacher, dieser Riese in Zwerggestalt, der die Todtenkleider mächtig lüftete und daraus Schleier machte, war mit seiner Gestalt und seinem Namen ein Typus seiner Zeit und seiner That. Denn der menschliche Geist, auch der begabteste, bleibt mit all seinem subjectiven Wesen ein Krüppel und kommt nicht weiter, als die Todtenkleider zu Schleiern zu verdünnen, die ihn umhüllen! So ging es Schleiermacher und der durch ihn bewegten Zeit. Aber auch das ist viel, und das Regen seines Geistes hat Deutschland und noch manches Land bewegt, bis Gottes Stunde kam, wo Er auch noch durch andere Werkzeuge seiner Barmherzigkeit den lebendig gewordenen Leib der Gemeine in die Kleider des Heils, in den Rock Christi hüllete, um den die Kriegsknechte gelooset hatten und den Gott doch ewiglich aufbewahrt!

Es gehört ein genaues Studium von Schleiermachers Leben dazu, um es recht deutlich zu erkennen, wie viel Gewicht es eigentlich hat, daß Schleiermacher aus den

Schulen Herrnhuts hervorgegangen ist. Dies hat aber weniger Bedeutung für ihn, als für Herrnhut. Denn hat Schleiermacher das, wodurch er befähigt wurde, ein Werkzeug Gottes zu sein, aus Herrnhut, so scheint Wahrheit zu sein in der Behauptung, daß Gott Herrnhut gebraucht hat, um in todter Zeit das heilige Feuer zu behüten, bis die dazu berufene Hand es wieder auf den Altar der Kirche trug. Damit wäre aber auch Alles anerkannt, was anzuerkennen ist, und eine weitere Bedeutung Herrnhuts für die Entwickelung der Kirche kann aus Schleiermacher's Wirken nicht erkannt werden. Er hat die Besonderheiten ganz abgestreift und das Prokrustesbett verlassen, um der ganzen evangelischen Kirche zum Führer zu werden, nicht nach Herrnhut zurück, sondern in das Leben hinein, welches ihr eigenthümlich und ihrem Beruf auf Erden entsprechend ist.

Hat man gleichwohl Herrnhut in den Ostseeprovinzen immer mit dem neuern Pietismus zusammen wirken gesehen, und darum diesen als ein Kind des erstern angesehen, so hat man darin geirrt, und dies aus zwei Gründen. Erstlich sprachen wir vorhin schon von der Wesensverschiedenheit des Herrnhuterthums und des neuern Pietismus. Im Großen erweckende, die Kirche lebendig erbauende Kräfte sind von Herrnhut in der Christenheit nie ausgegangen. Es hat immer nur schon vorhandenes christliches Leben in seinen Scheuern gesammelt und zu erhalten gesucht. Der neuere Pietismus hatte aber durchaus bahnbrechende und erweckende Kraft

und ist dadurch als Potenz im kirchlichen Leben der Neuzeit von Herrnhut total verschieden. Nur die geschichts- und traditionslose Subjectivität des neuern Pietismus, seine Fassung der Kirche nur von ihrer unsichtbaren Seite, welche ihn gegen die Art ihrer äußern Gestaltung gleichgültig machte, sein Eifer im Conventikelwesen, wobei es ihm aber stets um die allgemeinsten Zwecke zu thun war, wie Herrnhut um die besondersten, eigensten, machte es Herrnhut leicht, sich an ihn anzunisten, um (gleichsam wie eine erfreute Mutter) die ebengebornen Kindlein in das eigne Nest zu sammeln und ihnen vorzustellen, daß Herrnhut eben die rechte Gemeine sei mit dem rechten Glauben und der rechten Verfassung, das wahre Philadelphia, die hundert vier und vierzig Tausend in der Offenbarung und so weiter, wo möglich. Die Wesensverschiedenheit mußte ihrer Zeit zu Tage kommen.

Der zweite Grund aber gegen die Zusammengehörigkeit beider Erscheinungen in den Ostseeprovinzen ist die geschichtliche Thatsache, daß hier ganz andre Factoren den Pietismus einführten, als Herrnhuts Diaconen, welche dabei nur Zuschauer, in ihrer Art thätige Zuschauer, aber nicht Mitwirkende waren. Abgesehen von der bedeutenden Wirkung ausländischer Zeitschriften und Bücher theologisch wissenschaftlichen und erbaulichen Inhalts, waren es die Professoren der Theologie in Dorpat, welche, wie besonders Kleinert und Busch (während Henzi und Lenz den Uebergang bezeichnen aus der rationalistischen in die gläubige Zeit), recht eigentlich den neuern sogenannten

Pietismus in die künftigen Prediger und somit auch Gemeinden gepflanzt haben. Ueber Kleinert müssen wir später Näheres sagen. Busch's evangelische Blätter dienten in populärer Weise den pietistischen Tendenzen. Eine eigenthümliche Stellung nahm in jener Zeit Sartorius ein. Er war nicht Pietist, sondern orthodoxer Theologe und verkündigte die lutherische Dogmatik im Gegensatz zum Rationalismus. In dieser Beziehung ward er verstanden, denn das stimmte mit den pietistischen Tendenzen. Aber seine Orthodoxie erschien den Pietisten kalt, wenn auch geistreich, und sie nahmen sich davon nur was ihnen gefiel. Gewiß aber war es die Bedeutung seines Wirkens, den Theologen der pietistischen Zeit das Ohr zu öffnen für die Klänge der kirchlichen Vergangenheit und so für den vollen Glockenton des kirchlichen Bekenntnisses, auch als er später im Gegensatz erschallte zu den Mängeln des Pietismus, den Sartorius noch gewähren ließ, sich freuend des gemeinsamen Gegensatzes gegen den Rationalismus.

Daraus geht denn wohl hervor, daß die Neubelebung der Kirche, wie anderwärts, so auch in den Ostseeprovinzen weder dem alten noch dem herrnhutischen Pietismus zuzuschreiben ist. Daß beide einen gewissen Einfluß auf den neuern Pietismus übten, wie er auf sie, soll damit nicht geleugnet werden.

Dieser Pietismus nun, mit seiner Forderung absoluter Wiedergeburt, kam dem Rationalismus wie die Hand, die dem Belsazar das mene, mene an die Wand

schrieb, daß ihm die Kniee schlotterten. Aber er war doch keine rein göttliche Erscheinung. Wir möchten sagen: die Schrift war wohl von Gott, aber die Hand, die sie schrieb, war sehr menschlich. Der Pietismus hob vor allen Dingen das unmittelbare Verhältniß des Herzens zu Jesu hervor und nahm dabei, durch den Gegensatz zum Rationalismus veranlaßt, eine fast indifferente Stellung zum ersten Glaubensartikel ein. Er verachtete ferner das Wort und die Sakramente zwar nicht, aber er sah sie noch nicht als die von dem Herrn selbst geordneten unfehlbaren Gnadenmittel an, durch deren objective Macht Christus selbst erst sein Heil dem Menschen mittheilt und des Menschen Gemeinschaft mit Gott wirkt, ordnet, mehrt und in Zucht hält. Er war ein entschiedener Fortschritt im Verhältniß zum Rationalismus, der alles Leben ausdörrte, aber er blieb diesem doch darin verwandt, daß auch er nicht das Heilsobject unbeschränkt auf sich wirken ließ, sondern dasselbe zwang, dem subjectiven Seligkeitsgenuß des frommen Gefühls zu dienen. Und der Herr hat diese Mängel damals seinen eben erweckten Kindern nachgesehn, bis seine Zeit kam, sie weiter zu fördern.

Auch Aßmuth ward überwunden von der sein Gefühl ansprechenden, unverkennbar göttliche Lebenskraft in sich tragenden Weise des damaligen Pietismus. Hatte der Rationalismus alle Autorität der heiligen Schrift, alle kirchliche Tradition gründlich zerstört, so konnte das neue Leben naturgemäß kaum anders beginnen als mit Her-

stellung des subjectiven Verhältnisses zu Christo. Alle Fragen dieses subjectiven Verhältnisses traten in den Vordergrund. Erweckung, Bekehrung, Wiedergeburt waren die Lebensfragen, waren Gegenstand der Predigt und Seelsorge und sonstiger Besprechung, wobei sie ziemlich unterschiedslos durch einander geworfen wurden. Ein Fortschritt geschah, als etwas später das Verhältniß der Heiligung zur Rechtfertigung die Gemüther beschäftigte und den Uebergang bildete zu objectiverer Anschauung des Offenbarungsinhalts. Zunächst aber galt es immer die Antwort auf die Fragen: glaubst du, daß du ein Sünder bist? und glaubst du, daß Christus dein Heiland ist? Glaubst du das, so bist du wiedergeboren, bist ein Christ. Hast du den Herrn Christum recht von Herzen lieb? Und wer darauf mit Ja antwortete, der war ein Bruder in Christo und ward als ein Sünder angesehn, in dem das Wunder der Erweckung sich vollzogen hatte. Kreise solcher Brüder bildeten sich überall und selige Gemeinschaftsgefühle wurden da sorglich gepflegt.

Es waren Anfangsdinge christlichen Lebens und nicht einmal alle die, welche Hebr. 6, 1 u. 2 angegeben sind. Es war Alles auf weitere Entwickelung angelegt. Nur wenn man sich in diesen Anfangsdingen zufrieden gab, wenn man die darin liegenden Einseitigkeiten nicht sah, oder, darauf aufmerksam gemacht, dieselben festhalten wollte, mußte diese Richtung Gefahr bringen und zur Carricatur werden, gerade wie ein Kind zur Carricatur wird, das behauptet schon Manns genug zu sein oder

sich weigert Mann zu werden. In dieser Beziehung war es vom Uebel, daß Herrnhut damals seinen Einfluß geschäftig geltend machte, denn dadurch ward die ganze Bewegung aufgehalten. Herrnhut will überall — wir werden das später noch genauer erkennen — seinen Pietismus festhalten und wollte so auch jetzt die lebendige Entwickelung der Kirche in dieselben Windeln fassen, in denen es sich selbst erwürgen wird, wenn es sie nicht noch zeitig zerreißt, sowohl hier als in Deutschland. Indeß das erkannte man damals noch nicht. Auch Aßmuth ward bald in dieses Geleis hineingezogen und bewegte sich darin bis in das Jahr 1846, wo die aufgehaltene Entwickelung sich mächtig Bahn brach und sein Leben um so mehr in sich aufnahm, als er doch stets gesunde Elemente bewahrt hatte.

Im Jahre 1826 hören wir ihn schon entschieden das Meiste in seinen frühern Briefen widerrufen und als Summe seines Glaubensstandes aussprechen: wir sind allzumal Sünder und aus Gnaden sind wir selig geworden. Den Ausschlag aber gab eine mit dem Freunde unternommene Reise nach St. Petersburg im Anfang des Jahres 1829. Am 15. März d. J. bemerken wir in einem Briefe ein tiefes Ergriffensein von den Reiseeindrücken und von einem Schreiben des Freundes. „Ja, lieber Herzensbruder — schreibt Aßmuth — Dein Brief gab den Ausschlag und ich kann es nicht verkennen, daß der Herr Dich auserwählt hat, mich zu sich zu führen

und in sich zu befestigen. Gott segne Dein Apostelamt an meiner Seele. Er wolle uns gnädiglich hinüberführen in sein Reich, in die Gemeinschaft seines lieben Sohnes und es nicht fehlen lassen an Erweckung zur Treue. Und er wird es thun. Darauf spricht sein Geist in mir ein fröhlich und zuversichtlich Amen.“

II.

Aßmuth als Prediger und Lehrer der Esthen.

Das umfangreichste Gebiet der Wirksamkeit der livländischen Landprediger ist das Volk, in diesem Theile Livlands die Esthen. So viel auch geredet worden ist von dem niedern Stande der Cultur dieses Volks, so sehr man, und nicht ohne Grund, über der Esthen Rohheit, Trägheit, Unverstand, Unzuverlässigkeit, Lügenhaftigkeit, Dieberei, Mißtrauen und Tücke sich beklagt hat, so bleibt es doch auch wahr, daß in dem Volke ein Fond geistigen Lebens ruht, dessen Allen zugängliche Zeugnisse in den neuerdings gesammelten Liedern des Volks [1] und in der den finnischen Stämmen gemeinsamen Kallewisage [2] vorliegen. Sind auch allerdings die Zeiten vorüber, wo diese Geisteszeugnisse in dem Volke selbst lebten, so hat sich doch das lange Zeit nicht genug gepflegte, oft nie-

[1] Neuß, Esthnische Volkslieder. Reval 1850.

[2] S. Dr. Kreuzwald's Bearbeitung der Kallewipoea in den Jahresberichten der Esthnischen Gesellschaft in Dorpat.

dergehaltene Leben seitwärts Bahnen gebrochen, da es aufwärts nicht ging, und sich Formen gegeben, die der gewöhnlichen Culturform oft unverständlich, deshalb aber nicht sinnlos, sondern voll lyrischer Empfindung, voll scharfen Witzes, beißenden Spottes, pfiffiger Berechnung sind.

Statt das Volk zu richten oder zu verachten, sollte man lieber fragen: wer liebt dieses Volk wirklich? Das zu thun ist nicht leicht, denn das Volk ist noch mißtrauisch auch gegen die aufrichtigste Liebe und verletzt dadurch bei vielen einzelnen Liebesbeweisen, die man ihm hat angedeihen lassen. Dieses ist die härteste Probe der Liebe und hat wohl Manchen schon abgeschreckt. Deshalb müssen wir die Frage steigern: wer will dieses Volk lieben bis in den Tod? — Nur wo die, welchen das Leben dieses Volkes anvertraut ist von Gott, sich vor Gott willig finden lassen, ihres Lebens um der Pflicht willen nicht zu schonen, und es so dem Volke zum Opfer zu bringen, in an demselben zu übender Liebe und Zucht, nur da geht die Verheißung und der volle Segen Gottes mit.

Einer hat es gethan, hat sich nicht abschrecken lassen, hat es bis zum Tode geliebt, als er sein Leben auch für das Esthenvolk dahingab am Kreuz auf Golgatha! Und für Diesen hat das Esthenvolk wohl ein Herz! Die unzweideutige, einfache, keinem Mißtrauen Raum gebende, das Gemüth zugleich beugende und erhebende Wahrheit und Liebe Christi zieht dieses Volk mächtig

an. Der Prediger, welcher seine Aufgabe erkennt, hat da ein großes, segensreiches Feld der Wirksamkeit.

Es ist nicht unwahr, daß das Esthen-Volk lange Zeit in dieser Richtung durch herrnhutische Einflüsse bestimmt worden ist. Es ist aber ganz unwahr und ein Zeichen theils herrnhutischer Einseitigkeit, theils überhaupt unkirchlichen Sinnes, wenn man behauptet hat, daß dieser herrnhutischen Wirksamkeit gegenüber die der Prediger gleich Null sei. Nicht einmal zur Zeit des Rationalismus ist dies wahr gewesen, noch viel weniger in den Kirchspielen, wo gläubige Prediger gewirkt haben, am allerwenigsten ist es wahr zu unserer Zeit. Wenn Freunde Herrnhuts diesem den Ruhm beimessen, in der Zeit des Rationalismus, ja überhaupt zuerst den Sinn für das Evangelium in den Nationalen geweckt zu haben, so geht diese Behauptung über Herrnhuts allgemeinen Charakter hinaus, wonach es das in der Christenheit schon erweckte Leben in seiner Art pflegen will. Ferner trägt diese Behauptung viel zu sehr den Stempel des Sectengeistes, um lange gelten zu können. Sollen die Sonntagsgottesdienste in den Kirchen, die daselbst verlesenen biblischen Texte, sollen die Sakramente, sollen der Catechismus und die geliebten, viel gesungenen Lieder des Gesangbuches nichts gewirkt haben, selbst zur Zeit des Rationalismus, wo freilich die Predigt dem Volke mehr vorenthielt als gab? Freilich brüderisch gesinnt hat das Alles das Esthen-Volk nie gemacht. Conventikellust hat es in demselben nie gewirkt. Subjective Gefühlslust aller Art und falsche Gemeinschaftsbande sind

von dem Worte und den Sakramenten des Herrn nie ausgegangen!

Aber nicht zu verschweigen ist, daß zu keiner Zeit früher solch' mächtiger Gefühlseinfluß gewirkt worden ist, als da, wo die Prediger selbst, durch den Pietismus veranlaßt, Sympathieen für Herrnhut empfanden. Das waren Tage unverhoffter Ernte für Herrnhut, als die Prediger mit dem begeisterten Herzen und Munde den herrnhutischen Diakonen mit ihrer immer sehr dürftigen Kenntniß der esthnischen Sprache, mit ihrem eng- und herrnhutisch begrenzten Gesichtskreis zu Hülfe kamen und in die Hände arbeiteten. Aber als da Herrnhut hocherfreut seine Thore den andringenden Schaaren öffnete und die Arbeit der Prediger mit seinem Siegel stempelte, da merkte es nicht, daß der Herr der Kirche viel höhere Gedanken hatte, als Herrnhuts enge Räume nur zu füllen, daß die Zuchtkräfte Herrnhuts den aufgenommenen Schaaren nicht gewachsen sein würden, und daß Herrnhuts Loos wohl in den Schooß fiel, aber nur um als selbstgewähltes und nicht vom Herrn bestelltes Sammlungsmittel der Gläubigen offenbar zu werden.

Aßmuth hat das Volk mit der Liebe Christi geliebt, das dürfen wir in Wahrheit sagen. Die Liebe Christi hat ihn gedrungen, seines Lebens beste Kraft an die Arbeit für dieses Volk zu setzen. Wenn auch, namentlich in der Zeit des Pietismus, sich noch viel menschliche Liebe der göttlichen beimischte, wenn er auch, nach seiner Art, des Guten zu viel, des Schlechten zu wenig bei

ihnen erkannte, wenn er so auch das Volk ein wenig verwöhnte, so bleibt es doch wahr, er hat es geliebt und der Herr hat seine Liebe zum Volke auch zuletzt noch geläutert im Schmelzofen sehr bitterer Enttäuschung. Aber Aßmuth hat sie geliebt, die Esthen, bis ans Ende!

Welcher Art der Eindruck war, den Aßmuth zu Anfang seiner Predigerwirksamkeit von diesem Felde seines Wirkens empfing, sehen wir aus einem Briefe an den Freund, den er 1824 schrieb, noch ehe seine Seele sich eingelebt hatte in die Anschauungsweise des Pietismus. Er freut sich zuerst seiner „Einigkeit mit der Gemeinde". Während dies noch an den Frieden erinnert, der doch noch kein rechter ist, der aber oft als Summe alles Amtsglücks gerühmt wurde mit der fast stereotypen Formel: „gottlob, ich lebe mit meiner Gemeinde in Frieden", vermißt doch Aßmuth sofort z. B. „herzliches Vertrauen von Seiten der Landleute, besonders in Gewissenssachen; engeres Anschließen, um specielle Seelsorge zu ermöglichen; treueres Mitwirken der Schulmeister und der Kirchenbeamten für Schule und Kinderzucht". Er gibt sich selbst zuerst die Schuld, sieht sie aber auch noch in der National- und Standesverschiedenheit, welche eine so große Kluft befestige zwischen deutschen Predigern und esthnischen Bauern, und spricht es endlich damals aus, was er in späterer Entwickelung in Abrede stellte, um es in den letzten Jahren noch schmerzlicher bestätigt zu finden: daß der Einfluß der Brüdergemeinde wenigstens die Folge habe, daß der Prediger jetzt bei dem besten

Willen nur halber Seelsorger seiner Gemeinde sein könne. Er sah von ihrer Seite einen Eindrang in die innerste und tiefste Seite der Predigerwirksamkeit, fand das Geheimnißvolle ihres Sectenwesens sehr fremdartig und dem Geiste des Christenthums durchaus zuwider!!

Aber diese Gedanken wurden vom Pietismus bald zum Schweigen gebracht und Aßmuth gab sich mit der ganzen Begeisterung seines warmen und treuen Herzens nun der Richtung hin, in die er hineingezogen war und der Ausrichtung seines Amtes, so wie der Pietismus dazu trieb. Es war zuerst natürlich die Predigt, in die sich die ganze Kraft wie Schwäche dieser Richtung ergoß. Ein kleiner Kampf bezeichnet sogleich die erste Zeit der vorzugsweise erwecklichen Predigten. Aßmuth hatte im Mai 1829 seinem Freunde die Kanzel eingeräumt und dieser hatte eine esthnische Predigt gehalten, welche gewaltige Aufregung für und wider, also Erbauung und Aergerniß, gegeben hatte. Aßmuths damaliger Propst M. in E., entschiedener Rationalist, hatte von der Predigt, welche in vielen Kirchspielen rumorte, gehört und strafte Aßmuth in einem amtlichen Schreiben, daß er jenem Freunde, einem aus fremder Gegend Gekommenen, die Kanzel übergeben habe. Aßmuth vertheidigte sich mit dem vollgültigen Grunde, daß der Freund Candidat des rigaischen Consistoriums sei, also die volle venia concionandi habe. Aber der im rationalistischen Frieden unangenehm gestörte Propst schrieb: „Wer Andre Gehorsam lehrt, soll ihn selbst üben". — Die Sache kam vor den

Generalsuperintendenten Berg. Dieser aber schrieb: „Der Mann (der Freund Aßmuth's) hat vor Gott und Menschen das Recht zu predigen". Da nun keine nachweisbaren Irrthümer oder Irrlehren aus der Predigt vorhanden waren, so war Aßmuth gerechtfertigt und der allzu eifrige Propst zum Schweigen gebracht, die Freunde aber fuhren fort freudig zu bekennen den Namen Jesu. Aßmuth's Wirksamkeit als Prediger ist es aber, welche allerdings ein besonderes Wort verdient.

Im Jahre 1830 schrieb er einmal: „Wie fern war ich von Christo, als ich sein Wort in dieser Gemeine zu verkündigen anfing. Und wie treu hat mich der Herr, zum Theil durch dieselbe Gemeine, deren Lenker und Seelsorger ich sein wollte, dahin geleitet, wo ich jetzt bin, zur ersten und untersten Stufe der Erkenntniß zwar, aber doch zu der Erkenntniß, daß ich ein Sünder und doch nicht verloren bin". Diese Erfahrung seines Herzens war es nun, deren Seligkeit Aßmuth Jedem in seiner Gemeinde wünschte und während er im persönlichen Verkehr nicht viel sprach, war es, wenn er auf der Kanzel reden mußte, als wenn sein ganzes inneres Leben sich in die Predigt ergossen hätte. Es galt ihm nicht zunächst Darreichung des Wortes Gottes, des Glaubensbekenntnisses der Kirche, es galt ihm, Alles möglichst auszubeuten zu dem Zweck, recht viele Menschen zu erwecken, „sie zu Sündern zu machen, welche nach Gnade verlangten". Er sah sich weniger als Hirten der Gemeinde an, mehr als Kämpfer gegen die Welt. Die Gemeinde

erschien ihm als ein Theil der verlorenen Welt. So viele Einzelne als möglich aus diesen Weltbanden zu erlösen, erschien ihm als heilige Pflicht. Und es war wahrhaft erstaunenswerth, welcher Kraftentwickelung, welcher unermüdlichen Spannkraft seine Seele sich hier fähig zeigte. Wenn Aßmuth, der es liebte, beim Gottesdienst mitten in der Gemeinde zu sitzen, während des Liedes in seiner Bank saß, wenn er dann auf die Kanzel trat, so war ihm nichts anzusehn von dem, was hernach geschehen sollte. Er war fast unter mittlerer Größe, ohne Gestalt und Schöne, demüthig in seiner ganzen Erscheinung. Man erwartete nichts Außerordentliches. Anfangs der Predigt war es auch oft noch ganz gewöhnlich. Aber wenn seine Seele nun ergriffen ward von einem Wort im Text, oder von einem plötzlich lebendiger sich seinem Geiste darstellenden Bilde aus der Gemeinde, wenn er die unermeßliche Wichtigkeit jenes Wortes für's Leben nachwies, das Elend der Armen schilderte, die ohne solche Wirkung dahinlebten, die Seligkeit derer pries, die an Christi Herzen ruhten, wenn er drohete, oder wenn er so innig bat, dann war in dem Allen eine Macht, die von Gott kam. Da am Meisten stand Aßmuth als Knecht Gottes in der Zeit da, in welcher er lebte, da war er ein Zeuge für das Christenthum, wie es unleugbar auch in jenem Pietismus eine Stätte hatte und eine unvollkommene Form und Hülle, die es seiner Zeit abwerfen mußte, um zu größerer Vollkommenheit zu fahren. Außerordentlich war auch der Erfolg oder die Wirkung sei-

ner Predigt im Gottesdienste. Die Kirche war oft so gefüllt, daß ein großer Theil draußen stehen mußte. Aber die größte Hälfte der Gemeine ward ergriffen von der Macht der Begeisterung, der ernsten Drohung oder der demüthig liebevollen Bitte. Da war es dem (etwa zuerst) dem Gottesdienst beiwohnenden Fremden und namentlich Deutschen, doch ein wunderbarer Anblick, wie die Männer und Weiber des Volkes mit äußerster Aufmerksamkeit an dem Worte des Predigers hingen, wie da Vielen von ihnen die Thränen herabrannen über die rauhen, wetterharten Gesichter, wie sie sich beugten dem gehörten Worte, das ihre Herzen ergriff. Man konnte, wenn man dieses Leben sah in der stillen Esthenkirche, es gar nicht verkennen, daß man in eine Werkstätte des Geistes Gottes gekommen war, und etwas von seiner inwendigen Arbeit mit Augen sah. Es war auch unmöglich, an rhetorische Kunstgriffe, an unwahres oder gemachtes Wesen bei Aßmuth's Predigt zu denken, so einfach, so subjectiv wahr, so ohne Affectation, selbst ohne Gesticulation, rein aus dem Herzen war er beredt. Die Modulation seiner von Natur gar nicht wohltönenden Stimme, wirkte angenehm, der Blick seines Auges, das wohl vom Taubenauge etwas hatte, aber doch nicht schön zu nennen war, drang in die Seele, denn in dem Allen lag seine ganze Seele und es war Alles natürlich und ungezwungen. Aßmuth predigte lange, er war über zwei Stunden auf der Kanzel. Aber in vielen dieser Predigten merkte man

die Zeit nicht, man nahm nur ausströmende Lebenskraft ein.

Noch jetzt, obwohl wir erkennen, was das Fehlerhafte und Menschliche war in dieser Predigtweise, können wir nicht anders als mit inniger Freude an jene Stunden denken, wo wir Aßmuth auf der Kanzel hörten. Wir würden jetzt gewiß nicht mehr so erbaut werden von einer solchen Predigt. Aber in jene Zeit gehörte sie und war eine Blüthe jener Kirchenzeit. Von jener Zeit verlangen, was erst eine spätere Zeit bringen sollte, die Leistungen jener Zeit durchaus verwerfen, weil sie noch nicht waren wie sie sein sollten, wäre Unrecht. Vielmehr war es gerade das Vorzügliche an Aßmuth's damaligen Predigten, daß sie eine relativ vollkommene Lösung der Aufgabe waren, welche sich der gläubige Prediger stellte. Niemand gab Besseres, denn Niemand wußte es besser. Allerdings machte sich die Aufgabe des Evangeliums, als die ewig sich gleiche Macht zur Seligkeit durch den Wechsel des Menschenlebens sich hindurch zu ziehen, der Felscharakter desselben, an welchem die unruhigen Wellen branden, ohne ihn zu bewegen, weniger fühlbar. Die in der Zeit liegende Auffassung des Evangeliums trat stärker hervor als das Evangelium selbst, die Persönlichkeit des von Christo ergriffenen Predigers mehr als die Person Christi, überhaupt allerlei Christliches mehr als Christus.

Aßmuth hat das selbst später erkannt und von dieser späteren Erkenntniß ist ihm manchmal ein trübes Licht

auf seine ganze frühere Wirksamkeit gefallen. So mußte es sein. Aber der Wille war lauter in dieser Zeit und nur was dem Knecht gegeben ist, wird von ihm gefordert. Daß Gott freilich schon lange viel mehr gegeben hatte, ist ja wahr. Daß man das damals nicht wußte, Schuld der Menschen. Aber man wußte es n o ch nicht. Gott der Herr selbst hat auch diese Unwissenheit übersehn und jene Zeit nicht verschmäht. Er ist auch damals zu seiner Gemeinde gekommen und hat sie gesegnet nach dem Maß und der Art ihres Glaubens, ja darüber hinaus.

Es ist fast überflüssig zu sagen, daß Aßmuth immer ganz frei sprach, wenn er esthnisch predigte, nicht gewöhnlich so, wenn deutsch. Es ist längst anerkannt, daß das freie, nicht an's Concept gebundene Predigen das allein der Sache angemessene ist, und das Ablesen der Predigt eigentlich nur durch Alter oder Krankheit und Schwäche entschuldigt werden kann. Wenn man aber aus diesem Grunde jungen, noch ungeübten Predigern das wörtliche Memoriren der ausgearbeiteten Predigt zur Pflicht gemacht hat, so können wir dem nicht beistimmen. Es erinnert das immer an die Zeit des Rationalismus, wo die Predigt als vorzutragendes Kunstproduct erschien, dessen Zusammenhang mit dem Text, mit dem innersten Leben des Predigers und der Gemeinde fast gar nicht in Betracht kam. Die Apostel Petrus und Paulus haben ihre Predigten nicht zuvor auswendig gelernt. Wir sind freilich nicht Apostel und unsre Zeit ist eine andre

als die apostolische. Dennoch ist festzuhalten, daß die Predigt ein Ergebniß des Glaubenslebens sein muß, des Lebens im Text und in der Gemeinde. Ist das der Fall, so wird sich bei der Meditation die Predigt so imprimiren, daß ein wörtlich Memoriren nicht nöthig sein wird, daß der Prediger wird frei sprechen können, auch wenn er vorher aufgeschrieben hat, und doch bewahrt sein vor dem Uebel aller Uebel beim Predigen, dem heillosen Extemporiren und Improvisiren der Predigt, wobei der Prediger so leicht ganz aufhört ein Organ Gottes an die Gemeinde zu sein. Lebe im Worte Gottes und in der Gemeinde, meditire von da aus und — wie, wenn wir nicht irren, Palmer sagt — der Glaube wird dich lehren was, die Liebe wie, und die Hoffnung wozu du zu predigen hast.

Aßmuth's Meditation für die Predigt währte nicht lange. Aber wenn er am Sonnabend Abend in sein Zimmer sich zurückzog, so las er den Text, gedachte der Gemeinde, erbetete sich auf seinen Knieen die Predigt und so ward sie ein Stück seines Lebens. Es ist als wäre es heute, so sehen wir ihn, als er irgendwo gelesen hatte, die Predigt müsse ein Stück Leben sein, aufstehen und mit aller Zuversicht sagen: „Ja, die Predigt ist ein Stück meines Lebens".

Wie es aber bei der Predigt war, so war es auch bei all seinem sonstigen amtlichen Thun an der esthnischen Gemeine, von der wir jetzt zunächst reden. Er war mit seinem ganzen Herzen dabei.

**

Bedenken wir nun die Anforderungen, welche das Amt an den Prediger stellt, so werden wir es bei solcher Auffassung seiner Pflicht nicht verkennen, wie angreifend für ihn eine solche Wirksamkeit sein mußte. Vom Sonntag Morgen um 8 Uhr an sammelte sich die Gemeine. Der Küster schrieb im Beisein der esthnischen Kirchenvormünder [1] die Communicanten an. Fand sich ein zu Ermahnender darunter, der zuvor gewöhnlich dem Pastor angezeigt war, so ward er von den Kirchenvormündern angewiesen, sich bei ihm zu melden und Aßmuth ermahnte ihn. Des Menschen Verhalten entschied dann, ob er zur Communion angenommen ward oder nicht. Diese Ermahnungen nahmen gewöhnlich den Vormittag hin, da sonntäglich in dem volkreichen Kirchspiel nicht unbedeutende Communionen — ja zu Zeiten im Kirchenjahr — Tausend Personen sich meldeten. In diese angreifenden Ermahnungen hinein kam das Anschreiben von Fürbitten für Kranke, Genesene, Sechswöchnerinnen, Verstorbene, Proclamationen, Armengaben. Endlich, gewöhnlich um halb 12 Uhr [2], begann der Gottesdienst. Er dauerte oft

[1] So heißen in den livländischen Landgemeinden die esthnischen Kirchenvorsteher.

[2] Um die gesetzliche Zeit (10 Uhr) für den Anfang des Gottesdienstes besser einhalten zu können, verlegte Aßmuth später die Beichte auf den Sonnabend Abend. Aber so lange dies währte (die Leute baten in den letzten Jahren um Abstellung dieser Anordnung) kam doch so Vieles vor, daß Aßmuth selten vor 11 Uhr zur Kirche kam.

bis 5 auch 6 Uhr Abends. Dann wurde noch allerlei Nöthiges, auch Wirthschaftliches, mit den Kirchenvormündern besprochen und dann erst kam für Aßmuth das Mittagsbrod. Lange Zeit besuchte er auch noch vor 8 Uhr die Morgenstunde im nahen herrnhutischen Bethause und, wenn der Gottesdienst früher schloß, die Versammlung nach der Kirche in demselben Bethause. Abends war dann gewöhnlich noch Besuch von deutschen Eingepfarrten im Pastorat. Die jährlichen Bibelfeste, welche Aßmuth 1832 zu feiern begann, die in Torma und Lohhusu damit verbundenen Kirchhofsfeste, mehrten noch die Arbeit. An den hohen Festen kamen auch deutsche Gottesdienste hinzu nebst Communion, und nicht selten mußte Aßmuth dann noch in andre Kirchspiele fahren, wo die dritten Feiertage zu Bibel- oder Kirchhofsfesten benutzt wurden. Man hatte ihn gern dabei, weil die Macht seiner Rede so groß war.

In Aßmuth's Natur lag es gar nicht, sich zu schonen. Durch mehr Methode in der Anwendung seiner Zeit und Kraft, durch mancherlei Eintheilung in der Gemeine und in den amtlichen Pflichten hätte das leicht geschehen können, ohne der Treue des Knechts im Mindesten zu schaden. Aber das war nicht seine Sache und die pietistische Richtung, welcher so viel an augenblicklicher, gelegentlicher Wirkung lag, förderte das unmethodische Verwenden aller Kraft bei den einzelnen Amtshandlungen, wie sie sich eben darboten.

Freunde, die das sahen, fürchteten für seine Gesundheit. Es fehlte nicht an einem wohlmeinenden Warner. Sein Schwiegervater, der Pastor Hörschelmann von Matthäi, hatte ihn einige Mal am Sonntag arbeiten gesehen und predigen gehört und schrieb ihm darauf unter Andrem: „bist Du nicht überdies selbst der Meinung, daß der schönen Himmels- und Friedenssache, welche wir im Namen unsres Herrn zu verkündigen haben, nur die Ruhe und der Friede in Ton, Haltung und Geberde allein recht entspricht und daß wir auch nur damit Zugang zu den Herzen der armen Esthen finden, denen aus ihren anderweitigen Verhältnissen jede an Poltern und Schreien streifende Belehrung bis zur Erbitterung verleidet sein muß? Auch hast du es ja mit einer frommen Gemeinde zu thun, die man doch nicht sonntäglich wie halsstarrige Sünder behandeln muß. Ein nothwendiges Donnerwort muß wohl überhaupt selten gebraucht werden".

Hier sprach ein von Natur in allen Dingen Maß haltender Charakter, den Aßmuth persönlich sehr liebte. Aber eben daß die Natur aus Jenem sprach, der damals noch ganz dem Rationalismus angehörte und keine Ahnung hatte von dem Leben, welches Aßmuth bewegte, störte die Wirkung dieser wohlmeinenden, aber, bei mancher Wahrheit, doch fehlgehenden Warnung. Aßmuth strafte sich wohl, daß er es an „Sanftmuth und Herzensinnigkeit" fehlen lasse, war aber auch betrübt darüber, daß seine Lebhaftigkeit nur den Eindruck des Polterns und Schreiens gemacht haben solle, da doch der Glaube auch eifern

mache, auch die Verschiedenheit des Temperaments in Anschlag zu bringen sei. Die Warnung ging so verloren, bis sie später, freilich als es schon für Erhaltung seiner Körperkraft zu spät war, von andrer Seite mit mehr Erfolg, weil von gleichem aber nicht mehr pietistischen Glaubensstande aus geltend gemacht ward. Jetzt blieb immer noch Bewegung, Erweckung der Herzen Aßmuth's Hauptaugenmerk, und wo er sie nicht wahrnahm, da meinte er, er habe noch nicht genug gethan, es sei noch nichts geschehen, es seien neue Anstrengungen nöthig.

Es kam nun vor, daß er fünf Mal an Einem Tage reden mußte, zwei Mal im herrnhutischen Bethause, einmal vor einer Gehülfenversammlung, Beichte und Predigt in der Kirche, in einem Dorfschulhause oder bei sonstiger amtlicher Gelegenheit. Als er so am 2. Februar 1835 einst mit schwerem Nervenkopfschmerz auf sein fünf und zwanzig Werst entlegenes Filial Lohhusu fuhr, und er in der kleinen alten, hölzernen Kirche stand, überfiel ihn bei der Beichte mit vierhundert und fünfzig Communicanten eine schreckliche Angst, der Schweiß trat hervor, er konnte kaum stehen. Am folgenden Morgen fühlte er sich wohler, aber beim Beginn der Predigt überfiel ihn dieselbe Angst. Da löste sich plötzlich etwas in der Brust und ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde, der eine Weile das Reden verbot. Aber — damit war die Last und der Druck weg und er sagt, — wir aber setzen es als für seine damalige Richtung bezeichnend hierher: — „von da an war es herrlich von Christo dem Keltertreter mit blutbesprengten Kleidern zu reden,

und nach vier Stunden mit Austheilung des Sakraments ging es gut, denn ich war auf meinem Platze und konnte für Ihn arbeiten, der sein heiliges Blut für mich vergossen hat!" (s. Anhang, II, Gnade, V. 1).

Alle drei Wochen fuhr Aßmuth auf sein Filial, wo dann aus benachbarten Kirchspielen viele Leute sich zum Gottesdienste sammelten. Die Fahrten bei jeglichem Weg und Wetter, die amtlichen Geschäfte, die Anordnungen in dem beim Filial befindlichen Pastoratsgebiet, das manche Sorge machte, griffen ihn sehr an. Aber die Einfachheit, Treuherzigkeit der dortigen Waldmenschen erfreute ihn auch sehr und war ihm lieber, als das abgeschliffnere, feinere, üppigere Wesen der Tormaschen Gemeine. Wenn dann an schönen Sommerabenden die Arbeit im Filial gethan war, und die zum Gottesdienst in Böten aus dem Tormaschen Antheil herangekommenen Leute ihn ins Boot aufnahmen und bis Tschornaja derewnia ruderten, wenn sie, von den Wellen des Peipussees sanft geschaukelt, schöne Lieder sangen oder gute Gespräche führten, dann ruhte da Aßmuth recht selig aus und kam erfrischt nach Hause zurück.

Confirmandenlehre.

Die Arbeit, welche nächst der Predigt, die Thätigkeit des Pastors am Meisten in Anspruch nimmt, ist die Confirmandenlehre. Die Zahl der Confirmanden war in Torma sehr oft weit über hundert. Also im Jahre waren es circa zwei hundert und fünfzig Kinder, welche während acht Wochen

der Seelenpflege des Pastors anvertraut waren. Der Unterricht derselben verlangt Lehrhaftigkeit. Aßmuth empfand diesen heilsamen Zwang wohl, aber auch hier mußte die Lehre dem Princip der Erweckung weichen. Es galt hier die jungen Herzen „gründlich anzufassen". Aßmuth meinte es aber durchaus ehrlich damit nud es war ihm ein großer Ernst. Die Gefahr sah er nicht sogleich, daß die Kinder durch ein zu starkes Einwirken auf ihr Gefühl wohl auch zu unbewußter Unwahrheit konnten angeleitet werden, und bei ihm, bei seinem wirklich liebenden und dem Herrn Christo ergebenen Herzen, war sie auch geringer. Es war in der That ein bedeutender Erfolg, den er erlebte. Anfangs waren die Kinder, wie Kinder und namentlich Esthenkinder sind. Er rief sie nun zu sechs oder acht aus dem größern Haufen vor sich und redete diese überhörend, fragend, ermahnend an. Dazwischen wandte er sich an Alle und es währte nicht lange, da entstand unter ihnen eine Bewegung, die sie trieb, auch außer den Lehrstunden ihren lieben Pastor zu besuchen, um ihm zum Theil sehr aufrichtige und eingehende, zum Theil freilich auch nur sehr allgemeine Bekenntnisse aus ihrem Leben zu machen. Gab er die Stunden in der Kirche, was in den ersten Jahren gewöhnlich geschah, so sah man ihn dort nach der Stunde oft lange stehen, umgeben von der Schaar seiner Kinder, die da weinten und ihre Sünden ihm bekannten. Während der Stunden war es schwer, diese anfangs geistig so wenig regen Kinder zu anhaltend aufmerksamem Zuhören zu bringen. In den

letzten Reihen gab es oft Unruhe. Aber Aßmuth wußte dem zu steuern, ließ auch später die Schulmeister der Reihe nach während der Lehrstunde dejouriren. Einst trat in der Stunde ein ernsterer Knabe vor und sagte: lieber Lehrer, hinter mir liegen sich Mehrere in den Haaren (on karropiddi kous). Aßmuth blieb bei dieser Anzeige ganz ruhig und sagte nur laut: so mache Einer jetzt gleich die Kirchenthür auf für Alle, die nicht mehr Gottes Wort hören wollen. Ich will Niemanden zwingen die Gnadenbotschaft anzuhören. Das wirkte. Keiner ging und Alle hörten aufmerksam zu.

Am Abend ging dann Aßmuth wohl auch noch in des Küsters Haus, wo die Kinder wohnten, redete dort väterlich und betete mit ihnen und war abermals Zeuge der Bewegung dieser jungen Herzen. Einmal baten sie ihn zum Schluß noch ein Lied mit ihnen zu singen. „Ich nahm — schreibt er — „Du blutiger Versöhner". „Als ich wegging, umgaben mich die Kinder wieder und „wollten mich gar nicht loslassen. Endlich trat ich hinaus, „die Kinderschaar umgab mich, die Sterne leuchteten am „Himmel. Ich dachte an Abrahams Verheißung und „blickte mit den Kindern dankend hinauf!" — Wenn unter den Kindern solche waren, die nicht ordentlich lesen konnten und den Katechismus nicht verstanden, so nahm Aßmuth sie nicht zur Confirmation an, trotz allem Wehklagen und Bitten. Sie mußten das nächste Jahr abermals der Lehre beiwohnen.

Nach solcher Liebe und Zucht, wie die Kinder sie in diesen Lehrwochen erfuhren, läßt sich nun auch denken, daß der Tag der Confirmation ein Festtag war für den Pastor, die Confirmanden und die Gemeinde. Wenn dabei auch unleugbar die Herzensbewegung zu stark bemerkbar wurde, so war es doch Aßmuth gelungen, der Gemeinde diesen Tag zu einem großen und lieben Festtag zu machen, was, wenn auch noch Allen unbewußt, dennoch von Bedeutung war dem ganz falschen Ansehn gegenüber, welche die herrnhutische Aufnahme in der Gemeinde hatte. Der gütige Geist Gottes hat da wieder mehr gewirkt als Alle wußten, und über Bitten und Verstehn, das noch Irrige im damaligen Pietismus gnädig übersehend, um seiner eignen Wahrheit, Gnade und Treue willen das Werk des Knechtes gesegnet.

Daß übrigens Aßmuth auch mehr wollte, als nur augenblickliche Erregung, sehen wir aus manchen Aeußerungen gerade aus dieser Zeit. „Die Lehrkinder umrin„gen mich nach jeder Stunde und beklagen ihre Sünde. „Aber es ist eigen, wie schwer es ihnen wird, sich der „Vergebung ihrer Sünden zu trösten und, statt zu kla„gen, den Herrn zu loben für seine Erlösung. Das mag „wohl ein Zug des Esthenvolks sein, aber es ist auch „ein Rest von Eigengerechtigkeit dabei, die noch ein Ver„dienst in der Betrübniß sucht.“

Ein andres Mal: „Ich faßte einen Knaben, der sehr „stumpf (tuim sagen die Esthen) war, am Arm, schüt„telte ihn tüchtig und sagte: ich muß dich aufwecken, da

„du zu schlafen scheinst. Aber das Uebel ward ärger, „weil ich das Bessere erzwingen wollte. Die Kinder sind „stockig und dumm, aber da muß ja um so mehr Liebe „und Erbarmen sein. Wenn wir es uns nur mehr dächten, daß die Meisten unter ihnen ja wie Lastthiere „aufwachsen, bei verdumpften Aeltern und Wirthen, ohne „Anleitung zum Gebet und rechtes Verständniß des „Wortes, das sie in den Schulen meist mechanisch lernen, tausendfacher Verführung preisgegeben, — dann „könnten wir in rechter mitleidiger Verfassung unter sie „treten und den rechten Ton der Liebe und des Erbarmens wohl finden. Aber ich lasse mich durch ihre „Dummheit erbittern und bedenke nicht genug, daß es „ja ein Wunder wäre, wenn die Mehrzahl nicht so roh „und kalt wäre. Ach wie oft muß der große Lehrer „betrübt über uns, seine elenden Stellvertreter, sein!"

Im Jahr 1838 schon schreibt er endlich: „bei dem „fatalen lauten Weinen nimmt eine Coquetterie überhand. Es gelingt mir wohl, ihnen das Verständniß zu „öffnen, daß es noch etwas Höheres gibt als aufgeregte „Gefühle und daß man der Vergebung der Sünden „schon hienieden gewiß werden könne, aber sie bleiben „doch bei ihrer Weise". — Später erkannte er den Grund zu dem hartnäckigen Festhalten dieses Weinens, und wir werden ihn darüber noch hören.

Die Schulen.

Die Confirmanden kamen aus den Schulen, deren Beaufsichtigung dem Pastor des Kirchspiels übertragen ist. Aßmuth hatte anfangs weniger Schulen, wodurch die Zahl der Kinder in den einzelnen Schulen groß, die Arbeit der Schulmeister also auch sehr erschwert war. Er sorgte dafür, daß die Zahl der Schulen sich mehrte und hatte endlich deren zwanzig zu visitiren. Einmal im Jahr, im Frühling, wenn die Schulzeit aus ist in Livland, da die Kinder der Nationalen, wenigstens bis jetzt noch, den Sommer über zu ländlichen Arbeiten gebraucht werden, besuchte er sie alle, prüfte jedes Kind in den Schulgegenständen, hauptsächlich Lesen, Katechismus, Singen von Chorälen, für Einzelne auch Schreiben und Rechnen. Diese Schulprüfung nahm gewöhnlich drei Wochen in Anspruch. In der ersten Hälfte der Amtszeit Aßmuths war das Schulwesen im Verhältniß zur spätern Zeit noch sehr zurück. Es war so im ganzen esthnischen Theil von Livland. Wenn man aber in Anschlag bringt, daß die ganze Schulzeit nur von Martini bis zum 10. März höchstens bis St. Georg dauert, daß die Kinder dennoch sehr unregelmäßig zur Schule kamen, da viele dahin recht weit zu gehen hatten, so wurde verhältnißmäßig doch Ziemliches geleistet. Indeß gedeihen konnte das Schulwesen doch so nicht recht, besonders da auch die zur Bildung von Schulmeistern bestimmten Parochialschulen nur hier und da mit Erfolg betrieben, noch viel getadelt wurden, weil öfter eitle Halbwisser daraus her-

vorgingen, die weniger taugten, als die alten einfachen Schulmeister mit weniger Kenntniß, aber tauglicherm Charakter. Als die Ritterschaft des Landes in den vierziger Jahren sich mit größerer Energie als früher dieser Sache annahm, auch eine Landschulbehörde und einen Ober-Landschulrath erwählte, welche die oberste Controlle über die Schulsache zu führen hatte, wobei Kreis-Landschulbehörden und Visitatoren ihnen zu Hülfe kamen, da traf es sich gut zu diesem erwachten Interesse für die gute Sache, daß der Pastor Emil Hörschelmann in Oberpahlen[1] mit seinem entschiedenen Talent für Organisation des Schulwesens einen bedeutenden Einfluß gewann und zur allgemeinen Hebung des Schulwesens mit Erfolg Wesentliches beitrug. Die Grundzüge der neuen, allmählig immer weiter sich verbreitenden Einrichtung waren, daß man die Kinder bis zum zehnten Jahre dem häuslichen Unterricht überließ, diesen aber überwachte durch Hausbesuche von Seiten der Schulmeister an freien Tagen und durch Prüfungen der Hauskinder in den Schulen. Daß sodann ein ordentlicher Schulcursus im Lesen, Schreiben, Rechnen, Lernen des Catechismus, biblischen Geschichte eingeführt ward, wozu die Eltern auch je mehr und mehr ihre Kinder hergaben, wenn diese das bestimmte Alter erreicht hatten. Es kam also zu einem ordentlichen Schulbesuch und zu einen ordentlichen Unterricht

[1] S. dessen schönen Nekrolog von Pastor Sokolowsky in Ullmann's Mittheilungen Jahrgang 1855, Heft 3 und 4.

in der Schule. Endlich war damit auch das Gebiet des Schulunterrichts, obwohl gegen früher erweitert, doch auch gehörig begrenzt, wie es Landschulen geziemt. Es liegt gewiß in dem löblichen Bestreben das Volksschulwesen zu heben, auch eine große Gefahr ins Maßlose zu gerathen und das Volk Dinge zu lehren, die dem einfachen und gesunden Bauernleben nicht nützlich, sondern schädlich sind. Die deutschen Schulen laboriren eingestandnermaßen sehr an dieser Bewegung in's Unendliche, wobei die Kinder aus aller gesunden Entwickelung heraus in eine friedelose gelehrte Hetzjagd hineingetrieben werden, die sie zu kranken, blasirten Menschen macht. Vielwissen und Wenigkönnen geht Hand in Hand, wenn das Erstere zur Norm für Alle wird.

Als die genannten Verbesserungen in's Leben zu treten begannen, mit denen auch für Schulmeister-Bildung sorgende Seminare verbunden waren, freute sich Aßmuth dieses Fortschritts sehr. Aber damals war seine Körperkraft schon so gebrochen, daß er sich nicht mehr so der Sache hingeben konnte, wie es nöthig gewesen wäre. Uebrigens war dieses Gebiet des amtlichen Lebens nicht dasjenige, für welches er besondre Gaben empfangen hatte, wenn er auch nach seinem Maß in aller Treue und mit aller Anstrengung darin arbeitete und seines, obwohl schwachen Körpers niemals schonte. In Einer Weise jedoch, die wieder seiner Gabe angemessener war, hat er zur Hebung des Schulwesens viel beigetragen nämlich durch näheres Heranziehen der Schulmeister an

die Person des Pastors. Hier ist er einer der Bahnbrecher und Gründer der so überaus nützlichen Schulmeister-Conferenzen gewesen, die sich später immer mehr verbreitet haben. Damit hat er nicht nur der Schule genützt, sondern auch durch Hinzuziehung der Kirchenvormünder zu diesen Conferenzen, diese zu mehr Bewußtsein von der Bedeutung ihres Amtes und zu größerm Eifer angereizt, und überhaupt in diesen Gehülfenversammlungen ein in der Gemeinde angesehenes und zur Handhabung größerer Seelenpflege und beginnender Kirchenzucht geeignetes Institut gegründet.

Kirchenzucht und Seelsorge.

Es ist gewiß ein Zeichen von Leben in der Kirche, wenn die Frage nach rechter Kirchenzucht zur Lebensfrage wird. Aber es ist auch gewiß wahr, daß die Kirche nicht eher zur Herstellung der vollkommenen Kirchenzucht kommen kann, als bis sie gelernt hat, die großen und reichen Gnaden ihres Herrn recht zu entfalten. Daß dahin in unsrer Zeit ein sehr wichtiger Schritt vorwärts geschehen ist, ist unverkennbar. Aber wir sind noch nicht im Vollbesitz der Glaubensparrhesie der Väter, wir sind eben erst in die Grenzen Canaan's eingetreten, ein großer Theil von uns ist noch draußen, muß erst noch nachkommen, es hängt an uns noch allerlei aus dem Lande Aegypten, aus dem wir kommen, und von dem Staube der Wüste, durch die wir gezogen sind. Darum mögen wir wohl nach Kirchenzucht trachten, sie wird mit uns

wachsen und zur Reife kommen. Kommt alle heilsame Gnade in Uebung, so wird auch alle heilsame Zucht da sein, d. h. werden wir recht frei sein durch den Sohn Gottes, werden wir recht zu lösen verstehen, so werden wir erst recht binden können. In der Kirchenzucht darf nichts menschlich gesetzliches sein. Die Macht der Gnade und Wahrheit allein, die da löset, die bindet auch recht. Dem gemäß war Alles, was Aßmuth in dieser Beziehung that, noch ganz der Kirchenzeit angemessen, in der er es that, es trug Alles das Gepräge des Anfangs und bedurfte weiterer Ausbildung. Er ließ, nachdem er in der Conferenz mit den Gehülfen gebetet hatte, sich von ihnen mittheilen, was in ihren Bezirken an Vergehen und Aergernissen vorgekommen war. Was sie ihm berichteten, schrieb er auf und citirte zu bestimmten Tagen die zu Ermahnenden vor sich. Wer an diesen Tagen nicht kam, entging doch der Ermahnung nicht, wenn er zur Beichte kam. Entzog er sich dieser und somit dem heiligen Abendmahl, so ward er und seine Genossen am Jahresschluß der Gemeinde genannt und ihrem Gebet und ihrer Ermahnung empfohlen. Das war Alles, und es war nicht wenig!

Bei der Größe der Gemeinde (10000 Seelen für einen Flächenraum von 7 Meilen Länge, 5 Meilen Breite) war eine geordnete regelmäßige Seelsorge schwer einzuführen. Oft fing Aßmuth an und besuchte die Leute in den Häusern. Aber er mußte davon abstehen, bei den sonstigen

vielen laufenden Arbeiten. Als er las, daß sein Freund, der dafür freilich eine größere Gabe empfangen hatte, als er, mit sehr gutem Erfolg Seelsorge trieb und es auch in den meisten Häusern seines Kirchspiels zu ordentlichen Hausandachten gebracht hatte, da pries er ihn glücklich. Auch er wirkte dahin und bei Vielen gelang es ihm, aber noch viel mehr mochten dieses kräftige Förderungsmittel, dieses nothwendige Merkmal christlichen Lebens nicht brauchen und entschuldigten sich damit, daß sie keine Zeit dazu hätten.

Bei der Behandlung der Einzelnen entfaltete Aßmuth ein liebevoll dringendes oder auch, vor verhärteten Leuten, ein in Zorn aufwallendes Verfahren, welches beides oft sehr segensreich wirkte, oft auch wirkungslos blieb, so viel Menschen zu erkennen vermochten. Alte Sünder gingen, heiße Reuethränen weinend, von ihm hinaus. Hatte die Ermahnung keinen Erfolg, so machte sich Aßmuth ernste Vorwürfe, daß er es müsse versehen haben. Charakteristisch für ihn war es, daß er sich stets über die gebräuchlichen Höflichkeitsformeln ärgerte, mit denen er angeredet ward. Als einst ein von ihm in Ermahnung genommener Bauer sich vielleicht mit ihm durch gehäufte Ehrentitel abzufinden dachte, und eben sagte: „aus herra" (gnädiger Herr, wie die Leute ihre Gutsherrn anzureden pflegen) blieb Aßmuth mit einer unnachahmlichen Entrüstung vor ihm stehen und rief ihn nach einer Pause spottend, aber sehr ernsthaft an: aus herra? das bin

ich nicht. Was bist du aber, wenn du nicht weißt, daß ich euer öppetaja (Lehrer) bin? Warum nennst du mich nicht: lieber Lehrer? Der Bauer verstummte nun mit seinen Höflichkeiten und Aßmuth zeigte ihm ruhig, was ihm zu zeigen war.

Die Erfahrungen, welche Aßmuth an Kranken- und Sterbebetten machte, waren, wie immer theils trauriger, theils seliger Art. Außerordentliches ereignet sich selten bei den esthnischen Bauern. Doch können wir nicht unterlassen, folgende wenigen Züge mitzutheilen. Einst wurde Aßmuth zu einem Bauern gerufen, der sein Leben lang ein Säufer gewesen war. Als er vor seinem Lager stand, sagte der Bauer: ach, wenn der Herr mir doch den Sommer noch schenken wollte, damit ich ein andres Leben anfangen könnte. Aßmuth, dem es schien, als könne der Kranke nur noch kurze Zeit leben, bot ihm die Gnade Gottes an und sagte: „Zum Seligwerden brauchst du nicht den Sommer über noch zu leben. Glaube nur jetzt gleich an die Vergebung der Sünden um Christi willen, gedenke des Schächers am Kreuz! Aber der Kranke verstand das nicht und Aßmuth sagt: das halbe Jahr schien ihm ein sichreres Mittel zur Seligkeit als das Verdienst Christi. Ich gab ihm aber doch das heilige Abendmahl, weil er mir mehr schwachgläubig, als ungläubig erschien."

Ein andres Mal ward er zu der sterbenden, einzigen Tochter eines esthnischen Ehepaars gerufen. Er fand das Mädchen in sehr guter Gemüthsverfassung, die Eltern

aber sehr betrübt. Aßmuth redete ihnen zu und wieß sie auch auf den Glauben ihres in der Gewalt des Todes liegenden und doch so gefaßten Kindes hin. Aber die Eltern wollten sich nicht trösten lassen. Da war es rührend, wie die Kranke die Eltern ansah und sprach: „Liebe Eltern, als die Freier kamen, da befahlt ihr mir zu heirathen, und ich wollte nicht. Nun ruft mich der Seelenbräutigam und ich will ihm von Herzen gern folgen, ach wehret mir es nicht!"

An einem Sonnabend Abend ward Aßmuth zu einem kranken Manne gerufen, ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Die ungelegene Zeit, der schlechte Ruf des als liederlich bekannten Menschen stimmten Aßmuth dieses Mal ärgerlich. Indeß Weigerung wäre Sünde gewesen. „Mit dem Bann des Aergers in der Seele fuhr ich hin, selbst ein Kranker schlimmer Art zu dem Kranken schlimmer Art. Ich bat unterwegs um Geduld, Glaube und Liebe und — Jesus siegte, am Krankenbette löste sich der Bann und Pastor und Kranker wurden Beide gesund in Buße und Glauben!"

Wieder einmal mußte er zu einem von einem tollen Wolf Gebissenen. Der Kranke scheute vor dem Kelch und Aßmuth konnte ihn ihm nicht nahe bringen, weil ihm das Qualen verursachte. Doch sehnte der Kranke sich nach dem heiligen Abendmahl. „Da nahm ich einen Tropfen Wein an einen Finger, und legte ihn auf seine heiße Zunge. Es war ja da nicht die Kluft des reichen Mannes in der Qual!"

III.

Die deutsche Gemeine.

Wie an Zahl und äußrem Umfang die Nationalgemeinde in unsern Provinzen die deutsche bei Weitem übertrifft, so übertrifft an intensiver Bedeutung diese wiederum jene. Nicht zwar so, als wäre der Glaube in dem Deutschen lebendiger, die Wirkung des heiligen Geistes, welche die innere Macht der Kirche bildet, größer. In dieser Beziehung möchte doch das Wort des Herrn wohl auch hier wahr werden, daß er sich im Munde der Unmündigen ein großes Lob zugerichtet hat, wie es ihm die Gebildeten und Weisen viel seltener darbringen. Wir vermessen uns auch nicht, den Plan Gottes mit dem Esthenvolke durchschauen und seine Aufgabe im Reiche Gottes als groß oder klein bestimmen zu wollen. Aber die Deutschen haben seit Jahrhunderten die Aufgabe gehabt, das Leben der sogenannten Nationalen zu leiten und zu bestimmen; auf Seite der Deutschen sind eben der deutsche Charakter, deutsche Bildung, deutsche Sitte, deutsches Herz. So viele deutsche Protestanten

aus diesen Provinzen bringen immerfort ihre Kräfte in den Dienst des großen Reiches, dem wir angehören, während die Esthen mit wenigen Ausnahmen daheim bleiben in ihrem stillen, ländlichen Beruf. So ist es um so nothwendiger auch kirchlicher Seits die deutschen Gemeinden so anzusehen und zu behandeln, wie alle diese Rücksichten es erheischen.

Aber die ordentliche kirchliche Organisation der Deutschen in den Ostseeprovinzen hat nicht geringe Schwierigkeiten. Ihre kleine Zahl — ein Kirchspiel mit zehn bis fünfzehn Familien gilt für ein sehr besetztes — die isolirte Lage der Rittergüter, deren meilenweite Entfernung von der Kirche, erschwert schon die gottesdienstliche Gemeinschaft. Indeß wenn der Geist, welcher die Kirche baut, da ist, so baut er auch bei geringer Zahl und großer Entfernung der Gemeindeglieder die Tempel Gottes fest und gut. Aber die Deutschen Livlands haben durch den Rationalismus eine Beraubung an ihrem edelsten Gut erleiden müssen. An die Stelle des heiligen Geistes ist der eigne Geist getreten, an Stelle der festen Glaubens- und Lebensregel des Wortes Gottes und des Bekenntnisses der Väter die Willkühr. Willkührliche Lebensordnung oder Unordnung hat man für das Erbtheil der Reformation gehalten und ein Jeglicher ist seinen Weg gegangen. Der Pietismus hat darauf Vielen Christum nahe gebracht, aber er ist ja nicht Gemeinschaftbildend, so viele Conventikel er auch hervorgerufen hat. Es ist in ihm eine zerfahrene Frömmigkeit. Es fehlt ihm die zu

jedem wohlbegründeten Werke nothwendige geschichtliche Grundlage, das starke traditionelle Band, welches wie jede Familie in ihrer Art, so die Kirche Gottes in ihrem Bestehen vor Schwarmgeisterei sichert.

Im Werk an der Gemeinde muß man das Ganze im Auge haben, nicht nur die Einzelnen. Vom rechten Blick auf das Ganze gestaltet sich auch das Verhalten gegen die Einzelnen recht. Sieht man den Wald vor Bäumen nicht, so kann man eigentlich nur Holz hacken. Vor dem Walde die Bäume nicht zu sehn, wäre allerdings der entgegengesetzte Fehler und man warnt die Kirchlichen schon sehr davor. Das Richtige bleibt in unserer heiligen Sache, den Wald zuerst sehen und dann die Bäume. Wohl weil man das nicht that, ist es zu der ganz abnormen Thatsache gekommen, daß die Deutschen auf dem Lande, die Gründer der Kirchen und Pfarreien, das ganze Jahr hindurch gar keinen, oder nur drei bis vier Mal deutschen Gottesdienst hatten und es lange auch nicht anders begehrten. Gewöhnt an die stets vollen Kirchen beim Volksgottesdienste, erschraken die Pastoren, wenn sie vor zehn bis fünfzehn Personen predigen sollten. Daß da mehr Scheu vor dem Gottesdienste, als Lust dazu war, ist wenigstens erklärlich. Wenn aber Aßmuth davon auch seinen Theil erfuhr, und ebenfalls nicht oft genug deutschen Gottesdienst hielt, so lag es ihm zugleich sehr am Herzen, daß die Deutschen in den esthnischen Gottesdienst kommen möchten, damit durch ihr Erscheinen dem Volke ein thatsächlicher Beweis gegeben

werde, daß die Deutschen in der Beiden gemeinschaftlichen Sache auch keinen Unterschied festhalten wollten und daß sie die Esthen als Brüder im Glauben ansähen. Ein aller Beachtung werther Grund, der auch von mancher Seite Beachtung fand. Aber dabei fand doch die nationale Bedeutung des Gottesdienstes zu wenig Beachtung. Jeder Nation ist es von größter Bedeutung, ihren Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu halten, und dieses Recht sollte unsern Deutschen so wenig wie möglich verkürzt werden. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Esthen sich nur freuen, wenn ihre Herrschaften den deutschen Gottesdienst besuchen. Es fällt ihnen das gar nicht auf, und sie sehen kein stolzes Sichabschließen darin. Wäre es irgend möglich, so müßte es dahin kommen, daß alle Sonntag in allen Landkirchen so gut deutscher, wie esthnischer Gottesdienst gehalten würde, und wenn wir bedenken, daß Aßmuth öfter fünfmal an Einem Sonntag redete, als er in die herrnhutischen Bethäuser ging, so müßte es doch wohl möglich werden. Oder wo es Ein Pastor nicht vermag, müßten Sprengelsvicare, Adjuncten 2c. dazu verwendet werden, oder es könnten sich vielleicht die Deutschen zweier, dreier Kirchspiele zu Einer Gemeinde vereinigen und bald in der einen bald in der andern der zwei bis drei Kirchen ihre sonntäglichen Gottesdienste haben. Es müßte sich doch eine Art finden lassen, wodurch das alte Uebel endlich beseitigt, die der heilsamen, durchaus berechtigten und nothwendigen Ordnung entgegenstehenden allerdings nicht unbedeutenden

Schwierigkeiten überwunden, und Gottes deutsches Volk in Livland zu seinem vollen Kirchenrecht und seiner Kirchenpflicht käme.

Aßmuth predigte mehrere Male im Jahre deutsch. Er hielt diese Predigten selten frei, bereitete sich auf dieselben immer viel sorgfältiger vor und schrieb sie auf. Er setzte in ihnen gewöhnlich bei der Gemeinde mehr Christenthum voraus, als sich eigentlich mit seinem pietistischen Standpunct vertrug. Es sind von ihm Reden und Predigten in den damals erscheinenden, nun erloschenen evangelischen Blättern, und in Berkholz Zeugnissen erschienen. Wir brauchen darüber nichts weiter zu sagen, als daß seine deutschen Reden zwar den Charakter jener Kirchenzeit an sich trugen, daß die Wärme und Innigkeit seines Herzens sich darin sehr wohlthuend aussprach, daß aber — wenn wir uns recht erinnern, aus ihnen mehr als aus den Esthnischen die Uebergänge zu kirchlichem Charakter zu erkennen waren, die in seiner Seele lagen und der Auferweckung warteten.

Aßmuth's deutscher Confirmationsunterricht war sehr gesucht und von Weitem her, aus vielen Gemeinden, brachten die Eltern ihm ihre Kinder. Sein warmes, für Christum treu schlagendes Herz, entzündete auch in den jungen Leuten ein warmes Gefühl für Christum und seine Sünderliebe, und Viele von ihnen verdanken ihm eine heilsame Anregung für ihr ganzes Leben. Im Jahre 1842, wo das große und vielfache Leiden dieses unvergeßlichen Decenniums schon begonnen hatte, viel Verderben

im Kirchspiel war, grobe und geheime Sünden geübt wurden und Aßmuth's Herz recht belastet war, kam ihm ein freundlicher Trost durch eine deutsche Confirmirte, welche für das Kanzelpult eine rothsammtne Decke schickte und dazu schrieb: „Mein theurer, unvergeßlicher Lehrer und Seelsorger! daß ich Christum kenne und liebe und einst nicht verloren bin, dies dankt meine erfreute Seele, nächst Ihm, Ihnen. Darum sehnte ich mich, der theuern Tormaschen Kirche meine kindliche Liebe und Dankbarkeit bezeugen zu können. Ihnen aber Friede und Freude jetzt und wenn sie einst vor Jesu stehen!" — Die Geberin ahnte wohl nicht, daß sie einen Tropfen süßen Trostes mit dieser Gabe und diesen Worten in ihres Lehrers damals betrübte Seele goß.

Im Umgang mit den deutschen Eingepfarrten war er treu. Er hatte verschiedene Richtungen vor sich, die er alle mit großer Duldung, Liebe und Demuth behandelte, und er betete in Wahrheit für seine Eingepfarrten. Viele Jahre hatte er es mit einem adligen Eingepfarrten zu thun, welcher viel geistiges Interesse mit gegen das Christenthum verschlossenem Herzen verband. Ein anderer war entschiedener Rationalist. Jener war tief, dieser eigentlich flach. Doch die Opposition gegen die Offenbarung verband Beide zu Zeiten, obgleich der Erstere an den Inconsequenzen des Rationalismus gar keinen Gefallen fand. Der Rationalist lebte, zuletzt verwittwet, einsam auf seinem Gute und verfiel, wie so viele Rationalisten in unsittlichen Lebenswandel, namentlich in den

Trunk. Aßmuth besuchte ihn von Zeit zu Zeit. Einst war er dort und zufällig auch sein mehr speculativer Gegner. Man saß auf der Treppenhalle und das Gespräch war lebhaft. Kurz vor dem Abschied sagte der Wirth zu Aßmuth: „Ich störe Niemanden in seinem Glauben.“ Aßmuth erwiderte: „Ich wünsche nichts sehnlicher als Sie in dem Ihren recht bald zu stören, habe das leider auch zu wenig gethan, wodurch ich Ihr verantwortlicher Schuldner vor Gott geworden bin. Ich wußte, daß Ihre Seele, wie sie ist, ewig verloren gehen muß und habe Sie doch für den Fall des Lebens und Sterbens nicht nachdrücklich genug gewarnt“. Da erhob sich der Wirth, ging von der Treppenhalle ins Zimmer und rief Aßmuth zu, ihm zu folgen. Im Zimmer ging er an sein Instrument, nahm mit vielem Pathos das Calottchen ab, begann einen Choral zu spielen und sang: „Wir glauben all' an Einen Gott“. Darauf reichte er Aßmuth die Hand und sagte: Nicht wahr, wir glauben all' an Einen Gott? wobei er die zwei folgenden Verse dieses Liedes echt rationalistisch abthat.

Der Herr gebe es, antwortete Aßmuth, mein Gott heißt Jesus Christus!

Mein Gott heißt Gott, rief der Andere mit Nachdruck, und das Gespräch des Rationalisten und Pietisten hatte ein Ende!

Das Ende aber des Rationalisten, das nicht sehr lange danach eintrat, war schlecht.

**

Häufige und lange Gespräche hatte Aßmuth mit dem andern Eingepfarrten. Unter Anderem sagte dieser einmal: Das Christenthum ist offenbar von allen Systemen das consequenteste. Aber um es anzunehmen, muß man glauben, und wo nehme ich den Glauben her?

Aßmuth: Sie müssen beten.

Der Eingepfarrte: Ich muß bekennen, wenn ich irgend ernstlich gebetet habe, so bin ich erhört worden.

Aßmuth: Nun, so bitten Sie um den Glauben.

Der Eingepfarrte: Ja, da müßte ich ihn für ein Gut halten, das ist aber nicht der Fall.

Aßmuth hat diesen Eingepfarrten trotz seines dem Glauben entfremdeten Herzens wahrhaft geliebt und viel für ihn gebetet. Mehrere Jahre lebten sie zusammen, bis endlich der Nachbar mit einer ehrenhaften, von Aßmuth längst gewünschten Handlung schloß und bald darauf das Kirchspiel verließ.

Möge Gottes Barmherzigkeit in der Todesstunde dereinst diesen Eingepfarrten Aßmuths mit seinem längst seligen Pastor noch zu gleichem Glauben und seligem Schauen vereinigen.

Andere Eingepfarrte standen in wahrer Glaubensgemeinschaft mit dem Pastor oder suchten wenigstens dahin zu gelangen. Mit diesen umzugehn, war eine Erquickung für Aßmuth, und zu solchen gehörte der Herr von Bock von Laisschloß und die liebenswürdige, vor einigen Jahren verstorbene Frau von Vietinghof, geborene von zur Mühlen. Mit ihnen las Aßmuth in der heili-

gen Schrift, Missionsberichte, und ihre Herzen schmolzen in gläubigem Gesang und Gebet oft recht christbrüderlich zusammen.

Es ist seitdem anders und zum Theil auch besser geworden in dem Verhältniß der Pastoren und deutschen Gemeinden. Besonders von Dorpat und andern Städten aus, wohin im Winter Viele vom Landadel sich begeben, hat sich bei Allen, welche die Bedeutung der Kirche erkannt haben, eine Sehnsucht nach kirchlichem Verbande und kirchlicher Gemeinschaft entwickelt, welche auch auf dem Lande viel häufigere deutsche Gottesdienste ermöglicht hat und ein Vorzeichen noch besserer Zustände ist, die der treue Gott, welche alle seine Verheißung erfüllt, zu seiner Zeit herbeiführen wolle.

IV.

Die Adjuncten.

Aßmuth's Ruf hatte im Jahr 1836 einen jungen Menschen, einen Theologen, in sein Haus geführt. Aßmuth hatte ihn mit zuvorkommendster Freundlichkeit aufgenommen und ihm bei Erlernung der esthnischen Sprache geholfen. Die Größe der Gemeinde, die Vorstellung von der nöthigen Vermehrung der Arbeitskraft an den Gemeinden, Aßmuth's schon eingetretene Kränklichkeit brachten ihn auf den Gedanken, diesen jungen Menschen sich adjungiren zu lassen. Alles dazu Nöthige geschah und im December 1836 ward er Aßmuth's erster Adjunct. Die Sache war damals noch ziemlich neu und erregte nicht überall Zufriedenheit. Die Sache konnte am Ende gar weitere Adjunctenwahlen in andern Kirchspielen nach sich ziehen, die Stellung eines solchen Adjuncten bei noch vorhaltender Gesundheit senioris war nicht recht klar. Man wußte nicht recht, was man mit dem Adjuncten anfangen sollte. Natürlich war es, daß auf der Synode Verhandlungen entstanden über das Stimmrecht des Ad-

juncten. Aber Manche wollten ihn auch bei Sprengelssynoden nicht mitreden lassen und man wußte auch sonst nicht recht, was man dazu sagen sollte, wenn Senior und Adjunct zusammen erschienen und der Adjunct auch den Mund aufthat. Es war ordentlich etwas Gespenstisches dabei. Der Adjunct sollte immer mit dem Senior auf Einem Stuhl sitzen, aus Einem Munde reden, aus Einem Löffel essen u. s. w. Man mochte ihn nur als Schatten senioris gelten lassen, und dieser mußte auch einen Theil Adjunctenschmach tragen, da er sich sonderbar als ein umgekehrter Peter Schlemihl für sein eigen theuer Geld diesen Schatten angekauft hatte.

Indeß es war eine Thatsache. Der Mann war vom Senior, also rite vocatus, ordinirt, hatte Mantel und Kragen, nur keine eigne Gemeinde. Die Sache war auch nicht mit Grund zu tadeln, hatte einen Paragraphen der Kirchenordnung für sich und man gewöhnte sich allmählig an das Phänomen.

Auf der Synode hatte ein Pastor lebhaft gerufen: Zehn Adjuncten kann ein Pastor zu gleicher Zeit haben und alle zehn müssen mitreden können.

Nicht zu gleicher Zeit, aber nach einander, hat Aßmuth fast zehn junge Theologen bei sich gehabt. Ihm hat es bei seiner zunehmenden Kränklichkeit wohl etwas geholfen, die jungen Leute haben manchen bleibenden Nutzen davon gehabt, und nur Aßmuth hat auch manche Sorge dabei in seinem Herzen bewegt, von der vielleicht keiner der jungen Männer etwas ahnte. Ihnen Allen zum

Zeugniß, daß Aßmuth mit herzlichem Interesse, doch nicht ohne Sorge, sie bei sich gehabt hat, möge hier ein Wort stehen, welches nicht ein Urtheil ist über einen Einzelnen von ihnen, das allerdings in einer etwas trüben Stimmung scheint geschrieben zu sein, aber seine Wahrheit hat und darum dazu dienen kann, den Nutzen dieser oder ähnlicher Einrichtungen für die jungen Theologen darzuthun. Aßmuth schreibt, als es sich wieder um Anstellung eines Adjuncten handelte: „So lieb ich die jungen Freunde habe, regt sich in mir doch auch manches Bedenken; mein eigenes ökonomisches Auskommen, die jungen Männer bedürfen vieler Nachhülfe, sie sind noch so sanguinisch, haben irrige Vorstellungen von amtlichen Dingen, machen manche Mißgriffe, halten mitunter Predigten, die keiner Seele noch wohlthun können, und verursachen durch das Alles dem kränklichen Senior noch mehr Mühe und Noth als er ohne sie hat". Aßmuth schrieb dies nicht sehr lange nach dem Weggang des ersten Adjuncten. Er hat trotzdem nachher die Andern bei sich gehabt und viel Wahres und Liebes über die Einzelnen dem Freunde in's Herz gesagt. Er hat sie Alle in Wahrheit lieb gehabt und sie nur Wohlmeinen erfahren lassen.

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß Aßmuth in seinem persönlichen Umgang etwas zu rücksichtsvoll war, und daß es allen den jungen Leuten besser und wohl auch lieber gewesen wäre, wenn er ihnen manchmal rückhaltloser die Wahrheit gesagt hätte oder wenn er sie mehr

persönliche Autorität hätte fühlen lassen. Darin hinderte ihn aber theils der Einfluß seiner Erziehung, welche mehr auf höfliche Rücksichtnahme gegen Andere scheint gerichtet gewesen zu sein, theils aber auch der Einfluß des Pietismus. Dieser nämlich, weil er immer bei der Armensünderschaft stehen blieb, that nichts zur Hebung der Persönlichkeit. Er ging mit Recht dem Egoismus zu Leibe, aber er ließ vor dem Bewußtsein der Sünden es nicht zu dem zum Leben so nothwendigen Bewußtsein von dem Recht der Persönlichkeit kommen. Er hielt dies darnieder und hat dadurch manche für's äußere Leben schwächer organisirte, zur Mystik neigende Naturen an den Rand der Verzweiflung gebracht. Bei Aßmuth kam es freilich zu solcher Consequenz nie. Ihn bewahrte sein demüthiger Glaube, der, wenn er spricht: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, die Persönlichkeit zu Gott und zu aller Creatur in's richtige Verhältniß bringt. Dieser Glaube war in ihm zu sehr reale Lebensmacht. Aber dennoch glauben wir, daß der Pietismus in der Entwickelung seiner, anderen Persönlichkeiten gegenüber frei sein sollenden, Persönlichkeit auch ihm geschadet und ihn zu sehr gebunden hat.

V.

Verhältniß zu anderen Amtsbrüdern.

Die eben genannte Gebundenheit seines Wesens anderen Persönlichkeiten gegenüber ward doch nie ein Hinderniß in seinem Verhältniß zu den Brüdern. Aßmuth war von Natur sehr gesellig. Darum war ihm auch später sehr wohl im heitern oder auch zu ernster Betrachtung versammelten Freundes- und Bruderkreise. Er war durchaus keine egoistisch sich abschließende, um seine Ehre oder seine Rechte Anderen gegenüber grübelnde Natur. Vielmehr hat er zu große Nachgiebigkeit an sich selbst getadelt und sich der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit angeklagt. Aber auch das durfte nicht stören die mutua colloquia fratrum, die er sehr suchte und bei denen er sich an jeder größeren oder kleineren Gottesgabe freute und stärkte, die er bei seinen Brüdern fand. Gegner, an denen es ihm auch nicht fehlte, besonders um seines Bekenntnisses willen zu Christo, und die ihm manche Kränkung zufügten, hat er doch geliebt und für

sie aus treuestem Herzen gebetet. Kamen ihm manchmal Zeugnisse von der Gesinnung seiner Gegner in die Hand, so war er von Herzen darüber betrübt, daß sie sich ganz unnütz mit solchen feindseligen Dingen abquälten und sich selbst solche Zeugnisse ausstellten. Nie hat ein tieferer oder dauernder Groll in seiner Seele gehaftet.

Im Januar 1834 hatten sich Aßmuth und der Pastor Sokolowsky von Roop in Dorpat die Hand darauf gegeben, alle Jahr in der mittelsten Jahrmarktswoche, wo viele Prediger in der Stadt zu sein pflegten, zu einer Zusammenkunft sich zu vereinigen. Im Sommer sollte dieselbe bei einem Bruder auf dem Lande gehalten werden. Man wollte die heilige Schrift lesen, darüber mit einander reden, mit Gesang und Gebet solle jedes Mal begonnen und geschlossen werden, Einer solle die Besprechung leiten. Pastor Langwitz von Ronneburg hatte vorgeschlagen, jeder Theilnehmer an der Conferenz solle ein Tagebuch führen und sich darin ganz zeigen, wie er sei. Dieses Tagebuch solle bei Allen circuliren und dann mit den Bemerkungen der Anderen zu dem Eigenthümer zurückkommen. — Aber vor Ablauf des Jahres ward Pastor Sokolowsky aus diesem Leben abgerufen. Aus dem Tagebuch ist nie etwas dauerndes geworden. Aber im Januar 1835 fand die erste Conferenz statt, der Oberpastor Bienemann und andere Prediger beiwohnten. Ueber ihren Verlauf finden wir nichts aufgezeichnet, als daß der heimgegangene Bruder schmerzlichst vermißt ward.

Diese freiwillige Conferenz mehrerer Pastoren zu gemeinsamem Lesen der heiligen Schrift, Besprechung amtlicher Dinge, haben lange fortgedauert und manche Erbauung gebracht. Sie wurden auf den Land-Pastoraten abgehalten. Eine Zeit lang ward auch der Genuß des heiligen Abendmahls damit verbunden und „wir haben den „Herrn gepriesen, uns im Glauben und in der Liebe „befestigt, und gestärkt zu dem heiligen Amte, das uns „vertraut ist". Es ward recht ernst genommen mit der Beichte und bald der Eine bald der Andere zum Beichtvater erwählt. Aßmuth, zu dem Alle ein besonderes herzliches Zutrauen hatten, war es oft. Die aus jenem Kreise noch leben, erinnern sich wohl seiner Freude an diesen Tagen, und obgleich er gar nicht viel sprach, so war doch Allen wohl, wenn er da war. Das war aber die Gebets- und die geheiligte Liebesweihe seines Wesens!

Durch die seit 1834 gesetzlich vorgeschriebenen Synoden ward diesen Conferenzen ein noch stärkeres Interesse gegeben, so wie auch sie wiederum nicht ohne Einfluß auf den Geist er Synoden blieben. Von den Synoden kam ihnen ein freierer Umblick, eine gesunde Luft zu, ein Bewußtsein der kirchlichen Aufgabe überhaupt, eine immer deutlicher werdende Ahnung wenigstens von der Bedeutung des heiligen Amtes. Und das war sehr gut, denn auch in diesen Conferenzen waltete eine Weile der Pietismus. Von ihnen aber kam auch auf die Synode ein wärmerer Pulsschlag des Herzens.

Vom Jahre 1842 an wurden mit diesen Conferenzen, wenigstens einige Male, an Einem Tage, Zusammenkünfte und Besprechungen mit den esthnischen Schulmeistern und Kirchenvormündern aus den Kirchspielen verbunden, deren Pastore vereinigt waren. Da wurde mit diesen Männern aus dem Volke, unter denen doch nicht wenige Tüchtige waren, die specielle Seelsorge, Bibelverbreitung, Armenpflege, Schulwesen, Mäßigkeitssache, später auch die Herrnhuterangelegenheit besprochen. Die Leute waren sehr erfreut darüber, daß sie von den Predigern zu ihren Berathungen hinzugezogen wurden, und es war gewiß sehr wichtig, daß sie auf solche Weise in ein Gemeinschaftsband hineingezogen wurden, welches sie sowohl in ihrer amtlichen Stellung zu dem Volke als auch zu den Predigern befestigen mußte.

In den uns zur Hand befindlichen Briefen Aßmuth's an seine Freunde und Amtsbrüder aus den dreißiger Jahren ist ein so herzlicher Ton, ein solches Eingehn auf die Verhältnisse, ein so wahrhaftes Mitgefühl und Miterleben dessen, was Diejenigen bewegte, denen er schrieb, daneben auch so munterer Scherz, so freundlicher Trost und fröhliche Ermuthigung, eine so gemüthliche Herzenssprache, Alles so lebendig getragen von Christi Liebe; es ist oft ein so wahrhafter Liebreiz in seinen Worten, daß es uns leid thut, daraus nichts mittheilen zu können, weil es zu weit führen würde. Es war sein persönlicher Verkehr mit den Brüdern und Freunden stets sehr an-

genehm. Aber wir haben schon gesagt, daß dann eine gewisse Gebundenheit seines Wesens, eine zu große Rücksicht ihn in der vollkommenen Mittheilung seiner selbst hinderte. Diese fiel bei seinen Briefen (wie auch bei seinen Predigten) weg und in diesen hatte man sein ganzes, zartes, liebevolles Gemüth, seine Heiterkeit und seinen Ernst ganz ungehemmt. Wie herrlich wird es dereinst sein, wenn im ewigen Leben alle die Bande der Sünde und des irdischen gefangenen Seins durch Christi Macht und Schlüsselgewalt gelöst sein, und die Seligen Alle in ungehemmtem Lebenserguß mit einander und dem Herrn Gemeinschaft pflegen werden!

Wenn man dies bedenkt, kann man sich vorstellen, daß das Pflegen ihrer Gemeinschaftsstunden den Pietisten und Herrnhutern eine so selige und süße Sache ist. Aber bei ihnen beruht dies auf genußsüchtiger Anticipation künftiger Zustände, durch welche die wahre christliche, durch Bildung der Einzelnen mittels des objectiv gegebenen Wahrheits- und Gnadeninhaltes gehindert wird, nicht aber ist es das Resultat wahrhaft freien Gemeinschaftslebens, wie es das Durchdrungensein von Gottes Geist und Wort allein wirkt. Nur im rechten Gebundensein an diese entwickelt sich die wahre Gemeinschaft der Heiligen. Wenn man der lutherischen und confessionellen Richtung in dieser Beziehung einen Mangel vorwirft, so hat man scheinbar nicht unrecht. Aber es ist doch nur die lutherische Kirche, welche die wahre Gemeinschaft der

Heiligen energisch anbahnt, indem sie keine menschlich-gemachten Bruderverhältnisse gelten läßt, sondern gegen sie ankämpft, damit der Herr allein, der die Liebe ist, die wahre Gemeinschaft der Seinen wirke, die da bleibt. Daher denn auch der Kampf, der sich in Livland zwischen der lutherischen Kirche und Herrnhut ausgebildet hat und noch fortgeführt wird.

VI.

Verhältniß zu Herrnhut [1].

Herrnhut in Deutschland ist eine modificirte Ablagerung des alten Spenerschen Pietismus. Es ist, genauer gesagt, die Festhaltung des Pietismus, wie er im Grafen Zinzendorf eine neue, ich möchte sagen, versüßte Gestalt gewonnen hatte, in einer bestimmten Gemeindeverfassung. Zwar führt Herrnhut selbst seine Genealogie gern auf die böhmischen Brüder zurück und insofern böhmische Brüder die erste Veranlassung zu der Niederlassung am Hutberge waren, hat dies einigen Grund. Doch hat Bengel schon darauf gesagt: Eine Schwalbe macht noch keinen Som-

[1] Vgl. zu diesem Abschnitt den Aufsatz in Kliefoth's Zeitschrift 4r Jahrgang 8tes und 10tes Heft 1857. dessen besonderer Abdruck angekündigt ist und der diese Angelegenheit gründlich. ernst und auch milde, aber entschieden, bespricht und als wichtiges Aktenstück gelten kann. Was wir hier lange zuvor, ehe jene Arbeit uns zu Händen kam, geschrieben haben, wird als ein Beleg für dieselbe dienen können, besonders was die livländischen Verhältnisse betrifft.

mer, und wenn man die in Herrnhut gemachten Lieder mit den Liedern der böhmischen Brüder vergleicht, so sieht man schon daran, daß der Geist der böhmischen Brüder in Herrnhut umgesetzt ist in den Geist des Grafen Zinzendorf, der kein böhmischer Bruder war. Wir lesen Dav. Kranz Brüderhistorie S. 152 und an andern Stellen, daß zwar die Gemeinde gegen Zinzendorf an der böhmischen Verfassung festhielt, aber daß auch daran fast Alles, einige Namen abgerechnet, verändert ward.

Die böhmischen Brüder waren als Geisteskinder Hussens eine rein vorreformatorische Erscheinung, mit dem Bundeszeichen des Laienkelchs, (wie Hase sagt), mit späterer Beimischung Waldensischer Elemente, apostolischer Succession in der Bischofsweise, mit ernster Kirchenzucht und streng kirchlicher Verfassung, welcher das heilige Amt zur Basis diente, also ein Episcopalsystem mit durchaus schriftgemäßer Wahrnehmung und Benutzung der Laienrechte.

Die herrnhutische Brüdergemeine ist etwas ganz Anderes geworden. Hätte sie das Wesen der böhmischen Brüder unverändert herüber genommen, so hätte dasselbe auch nach der Reformation vielleicht der Kirche von Segen werden können, namentlich durch die Verfassung. Aber das lag wohl nicht im Plane Gottes und durch des Grafen Zinzendorf Einfluß ist Herrnhut eine pietistisch-diplomatische Gesellschaft in der Lausitz und an andern Orten geworden, die, im Gegensatze gegen die böhmischen Brüder, — welche nie ähnliche Ansprüche er-

hoben haben — sich für die Lieblingsgemeinde Christi hält inmitten „der Religionen", die von dem fast komischen Wahne befangen ist (s. Carlblom, das Gefühl S. 129), daß der Herr Christus ihr specieller Oberältester sei, und diesen Wahn zu einem Glaubensartikel gestempelt hat bei Schließung des Specialbundes vom 14. Sept. 1741; die ferner dem Worte der heiligen Schrift und den Sakramenten nicht ihre volle sakramentale Bedeutung läßt, sondern sie dem Specialbunde und seinen Manifestationen wenn auch ein- doch eigentlich unterordnet; die das Episcopalsystem nur in England als Mittel zum Zwecke verwendet, in andern Ländern aber dem Gemeindebegriffe nachsetzt und ganz entschieden presbyterialen Charakter an sich trägt, und endlich in der Verfassung zwar einige alte Benennungen der böhmischen Verfassung beibehalten hat, aber nicht den kirchlichen Charakter.

Daß der Graf Zinzendorf seiner Gemeinde Freiheit vom Staate und Staatskirchenthume bewahrt hat, scheint allerdings ein großer Vorzug und es sagen Manche, hierin liege noch eine kirchenhistorische Aufgabe Herrnhuts. Aber weil diese Freiheit auf die separatistischen und specialbündlerischen Interessen angewendet wird, so hat sie weiter keine Bedeutung, als daß sie der Brüdergemeinde eine gewisse diplomatische Kunst erhält, die mit allen Winden zu segeln versteht.

Darum bleiben wir dabei, daß Herrnhut nichts Anderes ist, als die Festhaltung des Zinzendorf'schen Pietismus in dieser Art von Gemeindeverfassung. Dies ist

aber von Wichtigkeit, denn diesen Charakter hat Herrnhut überall, wo es wirkt. Die freiere Form in der herrnhutischen Diasporaarbeit hat doch nur die Verbreitung des in Herrnhut waltenden Pietismus zum Zweck und kann ja auch nicht anders. Während aber Herrnhut in andern Ländern seine Verfassungsformen von seiner Diaspora fern hält, hat es in Livland, sich dabei auf kaiserliche Privilegien berufend, die Societätsbildung vielmehr ganz in die Diaspora hineingerückt und sucht nun hier evangelisch-lutherische Gemeindeglieder nicht nur mit dem Zinzendorfschen Pietismus zu erfüllen, sondern auch darin durch die äußern Formen festzuhalten. Es ist in der Kürze kaum zu sagen, wie nachtheilige Verunstaltung des kirchlichen Lebens dies zur Folge gehabt hat[1]. Da wir später auf Einzelnes hierher Gehörende kommen werden, so gehen wir hier nicht näher darauf ein. Es konnten zu solchen Dingen die kaiserlichen Vollmachten keine Concession ertheilen. Aber wäre das auch, die göttlichen Vollmachten fehlen dazu. Nur so lange der Rationalismus idyllisirte und der Pietismus alle Conventikel für heilsam hielt, konnte Herrnhut unangefochten bleiben.

Sobald durch Gottes Gnade die evangelisch-lutherische Kirche sich ihres Wesens, ihrer vom Herrn ihr gegebenen Aufgabe inmitten der andern Kirchen bewußt wird, ist es unmöglich, daß sie, ohne sich selbst aufzugeben, in ihrem eignen Bereiche sich einverstanden erklärt mit Geistesrichtungen und mit Gemeindeverfassungen, welche ihrem

[1] Wir verweisen auf jenen citirten Aufsatz in Kliefoth's Zeitschrift.

Wesen nicht angemessen, sondern widersprechend sind. Es können solche Sondererscheinungen auch kein göttlich Recht geltend machen, das sie berechtigte, sich in der lutherischen Kirche anzusiedeln und unter dem ganz unbegründeten Vorwande, ihr zu helfen, lutherischen Gemeindegenossen den Wahn beizubringen, als läge in diesen Sonderrichtungen mehr Kraft der Gnade, als in der lutherischen Kirche selbst. Solches thut aber Herrnhut aus seiner schriftwidrigen, und unter dem Volke Livland's sehr verbreitet gewesenen Meinung, die Lieblingsgemeinde Christi zu sein und unter speciellerer Leitung desselben zu stehen, als die christliche Kirche im Großen.

Soviel glaubten wir hier sagen zu müssen zu besserem Verständniß der folgenden Mittheilungen aus Aßmuth's Leben. In dem dritten Abschnitte seines Lebens werden wir das Obige noch weiter bestätigt finden.

Wir haben schon gehört, daß Aßmuth im Anfang, ehe er von der pietistischen Richtung fortgezogen ward, an der Stellung Herrnhuts in seiner Gemeinde keine Freude hatte. Aber wir haben auch gehört, daß, jemehr ihm das Erwecktsein Hauptsache des Christenthums wurde, er um dieses Grundsatzes willen, den auch Herrnhut wie jeder Pietismus bekennt, von dem absah, was ihm früher anstößig gewesen war. Er ließ sich nun in das freundlichste, brüderlichste Verhältniß nicht nur mit den esthnischen herrnhutischen Vorbetern in seiner Gemeinde, sondern auch mit den deutschen Diaconen ein, die sich natürlich nur freuten, an ihm einen unbedingten Freund gefunden zu

haben. Aßmuth hat dieses Verhältniß viele Jahre festgehalten, hat alle Stunden der Herrnhuter besucht, ist von ihnen als Ihresgleichen, als aufgenommener Bruder, angesehen worden, hat bona fide mit ihnen gearbeitet, „sich von ihnen helfen lassen“ wie sie sagten, während er eigentlich ihnen geholfen, hat mit den esthnischen Vorbetern, deren er zwei besonders Begabte hatte, über alle Gemeindeangelegenheiten sich berathen und dem herrnhutischen Theil seiner Gemeinde als solchen für den erweckten, erleuchteten angesehen, den andern für die Welt. Das größere Gewecktsein für geistliche Dinge, welches er bei ihnen fand, ihr zuthunlicheres, innigeres Wesen zog ihn an. Doch ist es gewiß, daß er ihre besondere Sache nur darum begünstigte, weil sie ihm mit dem Christenthume zusammenzufallen schien. Nie hat er das Specifisch-herrnhutische im Auge gehabt, er hat es übersehen, gar nicht bemerkt. Auch daß dies den Herrnhutern eben das Liebste an ihm war, hat er nicht bemerkt, bis er solches zu großem Schmerze erfuhr, als er ihnen zumuthen mußte, der Kirche, dem allgemeinen Charakter des Christenthums das Eigene, Separatistische zum Opfer zu bringen, so wie er, bisher unbewußt, das Allgemeine dem besondern Wesen Herrnhuts zum Opfer gebracht hatte.

Es war vor allen Dingen die Einwirkung der jährlichen Synoden[1], welche, sehr allmählig nur, aber den-

[1] S. Berkholz Lebensabriß des Generalsuperintendenten Reinhold von Klot in den Mittheilungen Jahrgang 1856. Heft 6.

noch es dahin brachte, daß Aßmuths Stellung zu Herrnhut sich änderte. Ganz zuerst freilich erschien ihm die Opposition gegen Herrnhut als Folge des Rationalismus oder doch rationalisirender Tendenzen. Aber schon im Jahr 1835 war es ihm bemerkenswerth „daß sich in-„nerhalb der sich regenerirenden Kirche, also vom Stand-„puncte des Glaubens aus eine Opposition gegen Herrn-„hut bildete, und daß schon Einer der Amtsbrüder von „Herrnhut unabhängige Gebetsversammlungen zu errei-„chen gewußt habe.“ Im Jahre 1836 schrieb er: „Ich „kann mich der Wahrheit der Bemerkung nicht entziehen, „daß die feierliche Aufnahme in die geschlossene herrn-„hutische Verbindung durch den Reiz des Geheimnißvollen „und durch die Meinung, dadurch ein gewisses Unter-„pfand der Aufnahme in den Himmel zu erhalten, für „Viele gefährlich sei.“

In diesem Jahre sagte ihm ein Esthe: die Aufgenommenen sehen sich für erwählte Seelen an, da der himmlische Vater für sie entschieden habe. Ein anderer, selbst zu den Aufgenommenen gehörender Esthe sagte ihm: „das ungeheure Anwachsen der Societät sei ein Grund tiefen innern Verfalles, der sich bei ihnen finde.“ Aßmuth fügt hinzu: „es scheint, er hat Recht, denn ich „sehe auch, wie locker doch das brüderliche Band bei ihnen „ist, wie die Aufgenommenen lau werden, einander sogar „anfeinden und dabei doch keine Demuth und Buße „haben, wenn man ihnen ihre Schuld vorhält.“

Das Gewicht dieser Bemerkungen ward aber in Aßmuth noch überwogen von der Neigung, Alles, was in jener Zeit zu Christo sich bekannte, trotz aller Uebel für „gesegnet" anzusehen. Sein lebendiges warmes Gefühl ward angesprochen von dem Gemeinschaftssinne, den er bei diesen Leuten fand, von den angenehmen Andachtsstunden, die er im Bethause, in der Kirche, von den brüderlichen Besprechungen, die er mit Einzelnen hatte. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er selbst mit der Innigkeit seines Herzens auf die Leute einen belebenden und zum Theil auch läuternden Einfluß ausübte, den er selbst gar nicht merkte, und der ihm dann als aus ihrem Wesen hervorgehend erschien. Jeden Angriff auf die Herrnhutersache, welcher von einer Seite kam, wo Aßmuth kein Erfahrungschristenthum sah, wies er als ganz unberechtigt ab. So kam es, daß er 1837 auf der Synode seinen Vortrag über die seelsorgerischen Mittel des Predigers hielt und in demselben, obwohl er Opposition erwartete, mit großer Aufrichtigkeit seine bisherige Praxis in Benutzung Herrnhuts darstellte. Wir glauben, daß dieser Vortrag nicht wenig dazu diente, indem er ihn vor der Synode hielt, Aßmuth zu dem Bewußtsein zu bringen, daß er eigentlich doch einer viel größern Sache angehörte, als die war, der er hier noch das Wort redete. Der Vortrag fand wider seine Erwartung viel Anklang, weil aus demselben und aus seiner ganzen Art dabei, deutlich seine ehrliche und ernste Absicht hervorleuchtete. Diese gewann die Herzen, während man doch mit seiner

Meinung von Herrnhut nicht übereinstimmen konnte. Ja, einer seiner nächsten Freunde, der jetzt verstorbene Pastor Langwitz von Ronneburg, der ein großer Freund Herrnhuts war, sagte ihm in einem Zwiegespräche auf dieser Synode: „er bedauere, nicht so freudig, wie früher, die Brüdergemeinde vertheidigen zu können. Sie hätten jetzt eine gefährliche Stellung, weil sie ihren Grundsätzen nicht treu geblieben seien, z. B. bei der, in der Noth geschehenen institutionswidrigen Ordination der deutschen Helfer, bei der Widersetzlichkeit gegen die Gesetze der geistlichen Obrigkeit."

Als im Jahre 1840 ein obrigkeitlicher Befehl den Diaconen ihre ungesetzliche Wirksamkeit beschränkte, sah Aßmuth schon ohne Bedauern, doch nicht ohne Furcht wegen seiner körperlichen Schwäche, ein groß Stück Arbeit in der Pastoren Hände übergehen und freute sich einen Adjunct zu haben. Aber die Diaconen hatten in einer Versammlung beschlossen, trotz der Einschränkung ihres Werkes im Lande zu bleiben, d. h. günstigere Zeiten abzuwarten und so behielten sie doch immer Einfluß auf alle Bethäuser.

Einer derselben theilte Aßmuth mit, „die Unitätsältestenconferenz in Herrnhut habe ihnen den Rath gegeben und Gehaltzulage versprochen, wodurch ihre Existenz mehr gesichert sei." So schreibt Aßmuth seinem Freunde.

1841 klagt Aßmuth über den Verfall der Brüdergemeinde im Filiale. Der Hauptvorleser sei ein Säufer und viele Andere der Mitglieder ebenso. Ehebruch und alle

Sünden gegen das sechste Gebot schlichen heimlich unter ihnen umher. — Es war gewiß richtig, daß Aßmuth nicht zunächst um dieser Schäden willen die herrnhutische Sache verwarf. Die Sünde setzt sich eben überall an. Der Grund des begonnenen Kampfes lag jedoch viel tiefer, wie wir oben gesehen. Aber freilich wurde und wird durch solche Sünden in Herrnhut offenbar, daß ihre Hülfe uns auch nicht weiter brachte, daß diese Auserwählten doch wieder Unkraut in ihrem Bruderkreise hatten, daß ihre Zucht nicht vorhielt, und daß die Heimlichkeit, mit der diese Sünden bei ihnen getrieben wurden, doch ein Sauerteig von Heuchelei in der lutherischen Kirche war, welcher dieser nur schaden konnte. Besser offenbar sündigen als heimlich, besser ohne den Deckmantel der Frömmigkeit sündigen, als unter demselben.

Auf der Synode 1841 konnte Aßmuth nicht zugegen sein. Aber er hörte, daß auf derselben eine noch größere Zahl Prediger als früher, und zwar solche, die bekannt waren wegen evangelischer Gesinnung, sich aufs entschiedenste gegen die Wirksamkeit Herrnhuts hier im Lande erklärt hatten.

Aßmuth hatte seine Bedenken noch nicht überwunden, aber sie faßten sich ihm nun in die Befürchtung zusammen, daß man „zu rasch" verfahre, weil doch die Herrnhuter noch das Herz des Volkes besäßen und dieses sich nicht im Sturme erobern lasse. „Dennoch — schreibt er — „ist es gewiß eine göttliche Lebensregung, daß die „Prediger sich mehr und mehr dessen bewußt werden,

„daß sie Hirten und Lehrer ihrer Gemeinden sein „sollen.“

Es handelte sich nicht mehr zunächst um „Eroberung der Grenzen,“ die dem Pietismus so viel galt. Es handelte sich um die Ermittelung der Wahrheit. Gott selbst führte seine Knechte, ihnen noch fast unbewußt, immer weiter. Aber es fehlte Aßmuth noch das volle Vertrauen zu dem Kampfe, weil es ihm an dem vollgenügenden Grunde zum Kampfe fehlte. Die bemerkten sittlichen Schäden Herrnhuts waren kein solcher Grund. Der eigentliche Grund des Kampfes war ihm, war auch noch vielen der Opponenten selbst nicht recht klar; er sollte es erst später werden.

Im Jahr 1842 bemerkte Aßmuth auf der Synode das völlige Verstummen des Rationalismus, dieselbe gläubige Opposition gegen Herrnhut, nur mit noch intensiverer Kraft bei wachsender Einsicht in den falschen Geist der herrnhutischen Societätsbestrebungen.

Im Jahre 1844 erhielt seine alte Anhänglichkeit an Herrnhut einen neuen kräftigen Stoß von anderer Seite her. Männer außerhalb der Geistlichkeit, welche von philosophischem oder wissenschaftlichem Standpuncte aus gegen Herrnhut gewesen waren oder sich indifferent gegen dasselbe verhalten hatten, stellten sich auf Herrnhuts Seite gegen die immer mehr schon Raum gewinnende kirchliche Richtung. Fiel das schon auf, so kam noch der Brief eines Herrnhuters an Aßmuth hinzu, welcher im Vertrauen auf so hohe Bundesgenossen sich aufmachte ihm

zu melden: „Die orthodoxe Richtung jubelt zwar mit Recht darüber, daß die Rechtfertigung erworben ist, aber wie sie erworben ist, darüber vermißt man die rechte Beugung. Statt derselben findet sich sprudelnder Witz.“ Dieses beschränkte und etwas gehässige Urtheil über die dem rechten lutherischen Glauben einwohnende Heiterkeit des Lebens, welche das Merkmal, nicht vergessener, sondern durch den Glauben an Christi Blut überwundener Verdammniß ist, war Aßmuth unangenehm. „Solche Worte sind nicht Waffen, sondern kratzende Nägel. Machen die Herrnhuter keine Witze? Und nun, welche Alliance! Bisherige Feinde werden Freunde, Philosophen machen zusammen mit den Anhängern Zinzendorfs des Bluttheologen Front gegen die kirchliche Orthodoxie!“

In diesem Jahre kam der Befehl, daß die herrnhutischen Diaconen einen Revers ausstellen sollten, in welchem sie sich verpflichteten, sich auf Ein Bethaus zu beschränken und nichts gegen das Wesen der lutherischen Kirche vorzunehmen. Aßmuth sagt: „Es ist doch deutlich, „der Herr bereitet ein Neues für unsere Esthen und will „sie das lebendige Christenthum in anderer Form kennen „lehren, als in der der Societäten.“

In einem Briefe an einen herrnhutischen Diaconus hatte Aßmuth gefragt, warum denn die Brüder nicht ohne Loos und Aufnahme und speciellen Bund wirken könnten, wie sie doch in Deutschland in ihrer Diaspora thäten? Der Diacon wies das ganz ab. Aßmuth fragte dann: Warum sollen denn die Prediger sich die ganz

unlutherischen, herrnhutischen Societätsverhältnisse gefallen lassen, statt daß es doch wohl Pflicht der Diaconen wäre, ihre ganz unnöthigen und sogar schädlichen Einrichtungen aufzugeben?

Im Jahre 1845 schrieb derselbe Diacon endlich ein sehr klares Wort: „Entweder Loos, Häuflein und deutsche Brü„der zu deren Bedienung, oder die Sache ganz aufge„hoben, ein drittes ohne jene Fundamentalsachen (!) „ist nur eine langsame Auszehrung. Die ideale Vereini„gung mit den Pastoren kann darum nie zu Stande „kommen, weil wir ausschließlich unterm Kreuze stehen, „jene aber auf äußerlichem, gesetzlichen Standpunct. Man „muß uns entweder lieben, oder dulden, oder verfolgen. „Jetzt ist die Zeit der Verfolgung.“

Es gibt eine zwiefache Anschauung der Dinge. Die Eine betrachtet Alles, was geschieht, von Principien aus. Demgemäß hätte dieser Brief, als klares, herrnhutischerseits ausgestelltes Dokument über die Berechtigung des Kampfes der lutherischen Kirche gegen Herrnhut behandelt, es hätte darauf hin ein entschiedenes Verfahren eingeschlagen werden müssen. Aber es gibt noch eine andere Anschauung der Dinge, man sieht dieselben als Einzelerscheinungen an, man faßt sie nicht weiter als wie sie einem entgegentreten, man behandelt sie als ephemere Sachen und beurtheilt sie als solche. Dann wird man milder sein. Aßmuth neigte zu letzterer Anschauung hin und sah mehr den einzelnen Mann, das in der Minute des Schreibens geborene Wort, und gab darum diesem

Brief nicht allzuscharfe Bedeutung, ließ sich auch nicht durch denselben zu Aenderung seines Verhaltens bestimmen. Dennoch schreibt er:

„Also Loos und Häuflein sind das Fundament, ohne „welches Christi Blut und Gerechtigkeit nicht mehr be„stehen kann! Die herrnhutischen Brüder stehen allein „und ausschließlich unter dem Kreuze, und wir Prediger „alle nur unter dem Gesetze. Ich bedaure die Verblen„dung des Mannes, der nur sich und Herrnhut sieht und „nicht anerkennen will das Werk des Geistes Gottes in „der Kirche. Ja, er wünscht die Zeit des Rationalismus „zurück", das hatte jener Diacon nämlich wirklich geschrieben, „weil sie damals viel ungestörter gewesen „seien."

Wir fügen hinzu, es war ein sicheres Zeichen davon, daß Herrnhut in Livland dem Hochmuth der Secte verfallen war, denn jener Brief sprach nicht nur des einen Diacons Meinung aus. Dasselbe hatten sie alle im Herzen, wo nicht, so hätten sie sich in dem Kampfe ganz anders verhalten.

Soweit nun war Aßmuth bis 1846 in dieser Sache gekommen und wir sehen, auf welche Weise. Gewiß kann Niemand sagen, daß in ihm Leidenschaftlichkeit waltete. In seiner Seele war keine Spur von hierarchischen Gelüsten, welche man der Opposition gegen Herrnhut schuldgegeben hat. Er war für die herrnhutischen Brüder eingenommen, er wurde in seiner Meinung nie und von Niemandem gedrängt. Allein die Macht der nur erst

theilweise erkannten Wahrheit, die Mängel und handgreiflichen Schäden Herrnhuts, der Eigensinn der Diaconen, die in nichts nachgeben wollen, lösten Aßmuth mehr und mehr von dieser Sache ab. Der treue Pastor konnte doch die Secte nicht mehr lieben als die Kirche, wenn er auch in diesem Abschnitt seines Lebens nicht dahin gelangte, seiner Erkenntniß in Bezug auf Herrnhut practische Folge zu geben. Die vieljährige Gewohnheit, ein gewisses Pietätsgefühl, eine zu zarte Rücksicht auf die von dem Sectenwesen viel weniger inficirte Menge der herrnhutischen Societätsmitglieder unter den Esthen, eine zu große Furcht vor dem unvermeidlichen Riß, der eintreten mußte, daneben der Umstand, daß es ihm noch an Vertrauen zur Sache der lutherischen Kirche mangelte, dies alles ließ ihn immer noch nicht davon loskommen, jenem Schriftworte „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin," auch eine Beziehung auf diese Angelegenheit zu geben. Aber die Wahrheit mußte endlich doch siegen.

VII.

Häusliches Leben.

Wir haben gesehen, daß Aßmuth bald nach seinem Eintritt ins Amt an der Tochter des Pastors Hörschelmann in Matthäi in Esthland eine Lebensgefährtin fand, mit welcher er nun das sehr mannigfaltige Hauswesen in einer livländischen Landpfarre zu führen begann. Die Freude an dem eignen Hausstande macht die verschiedenen und großen Besorgungen leicht, und Aßmuth hatte eine sorgliche und schaffende Hausfrau an seiner Auguste gefunden, die practisches Geschick mit einer sinnigen Auffassung des Lebens, und die ernsten Hausfrauenpflichten mit den unzähligen kleinen und größern Dingen zu verbinden verstand, welche ein häusliches Leben zu schmücken geeignet sind. Namentlich war sie in noch höherm Grade musikalisch gebildet wie Aßmuth, der aber auch eine gute musikalische Bildung erhalten hatte. Den Sinn für die Schönheiten der Natur, der in Aßmuth lag, und durch seine Reise nicht in Verachtung des nordischen Klimas und der ärmern nordischen Gegenden ausgeartet war,

theilte seine Frau und — bald auch den Glauben an die alles Herrliche auf Erden weit übertreffenden Herrlichkeiten des Reiches Gottes und der himmlischen Heimath.

Im Jahre 1822 schrieb Aßmuth dem Freunde, der, wie wir sahen, eine Zeit lang bei ihnen gewesen war: „Du weißt wohl noch was es für herrliche Abende im „vorigen Frühling waren, als wir eben vor der Haus„thür standen und die Pracht rings um uns her betrach„teten. Erinnerst Du Dich noch des Sonntag Abends, „als wir die Menge Veilchen im Garten pflückten und „vor dem warmen, schönen Regen ins Haus flüchteten? „Selten habe ich den Himmel so schön gesehen“ (s. Anhang I. Natur).

Zu derselben Zeit ließ sich Aßmuth durch den Freund bestimmen, die erste und einfachste, durch den Rationalismus so vielen Christen bis auf unsere Tage fremd gewordene und gebliebene, aber zum Wesen des Christenthums gehörende Sitte wieder aufzunehmen, die der gemeinsamen, häuslichen Erbauung aus der Schrift. Es geschah zunächst nur am Sonnabend Abend, aber das war doch, wie Aßmuth damals schreibt und wünscht, ein Samenkorn in einem guten Lande. Nicht sehr lange danach wurden daraus regelmäßige esthnische Morgenandachten mit dem Hauspersonal und deutsche Abendandachten in der Familie. Wer ihnen in seinem Hause beigewohnt hat, hat die stille Segensmacht, die in diesem Gehorsam und in dieser Kindespflicht liegt, mit beson-

ders großer Freude erfahren. Bis an sein Ende hat Aßmuth so gethan und ein todtes Werk ists nicht geworden.

„Meine Auguste," schreibt Aßmuth etwas später, aber in der Anfangszeit seines Glaubens, „geht einen viel „ruhigern und sichrern Gang durch Gottes Gnade als „ich, der ich augenblicklich lebendiger und tiefer ergriffen „werden kann als sie, aber auch schneller mir rauben „lasse, was mir gegeben ward."

Auguste selbst aber schreibt demselben Freunde in Bezug auf obige Worte ihres Mannes: „Ich muß Dich „bitten, Du lieber, uns so weit schon vorgerückter Bru„der, nur ja nicht zu glauben, was mein lieber Eduard „Dir von meiner größern Festigkeit sagt. O nein, o nein, „wie oft strauchle und sinke ich noch, und werde nur „von der einen lieben Hand emporgehoben, die sich im„mer und unermüdet nach uns schwankenden Sündern „ausstreckt und Keinen verderben lassen will, den sie ein„mal mit ihrer segnenden Kraft berührt hat."

Diese Worte, auch sonst bezeichnend für Mann und Weib, lassen uns einen Blick thun in den christlichen Grundcharakter dieser Beiden. Demuth wohnte in ihnen und war der unauslöschliche Schmuck ihres Lebens, die Folie seiner Mannestugenden, das Correctiv seiner Mannesfehler, ihrer holdseligen Weiblichkeit und ihrer Schwächen. So hat es durch ihr Leben hindurch geklungen, wie es klingt in diesen Worten!

Es konnte nach der Grundgesinnung beider Ehegatten nicht anders sein, die Ehe mußte eine glückliche werden. Zu einer solchen gehört nicht viel oder sehr viel, je nachdem man's nimmt. Viel, wenn wir das betrachten, was Gott der Herr dazu thut, wenig, wenn wir uns ansehn. Da Gott allezeit gern und reichlich gibt, was unsre Ehen glücklich macht, und wir also nur aus seiner Hand zu nehmen und zu brauchen haben, was Gottes Gnade den Sündern gibt, so bleiben wir mit Recht dabei, es ist unsererseits nicht viel nöthig zu einer glücklichen Ehe und die unglücklichen Ehen, über deren wachsende Zahl unsere Zeit sich beklagt, haben Gottes Gnade gegenüber gar kein Recht der Existenz. Ihr Dasein ist nur eine Anklage gegen uns selbst, von der wir uns bald befreien könnten, wenn wir nur ernstlich wollten.

Wir können von Aßmuth nicht sagen, daß seine Ehe in Bezug auf irdisches Glück, welches so Viele für die Hauptsache ansehen, eine besonders gesegnete gewesen wäre. Nicht leicht wird es ein Haus geben, wo des Kreuzes und der Plage durch Krankheit mehr gewesen wäre, als sein Haus. Aber die Art, wie es getragen ward, krönte diese Ehe mit dem wahrhaftigen ewigen Glück und machte dieses Haus zu einer Hütte Gottes bei den Menschen.

Ihre Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Am 20. October 1820 ward Marie Wilhelmine Charlotte geboren, jetzt die Frau des Propstes Woldemar Mickwitz

zu Marien Magdalenen bei Dorpat. Am 13. April 1822 Ida Louise Pauline, jetzt verheirathet an den Pastor Paul Hirsch in Bartholomäi. Am 10. Februar 1824 Ferdinand Conrad Anton. Am 26. December 1825 Alexandra Johanna Auguste. Am 13. November 1830 Antonie Emilie Helene. Am 13. Januar 1833 Elisabeth Catharina Magdalena.

Wir haben schon gehört, daß Aßmuth viel Sinn hatte für Geselligkeit. Die gemüthlichste Stunde war ihm die Theestunde. Dann war des Tages Arbeit meist gethan, dann mußte Alles heran, was im Hause war, und in fröhlichem Gespräch ward die Zeit verbracht. Da gab er sich mit kindlichem Sinn der Freude des Augenblicks hin, besonders ehe seine Kränklichkeit ihm diese Freude sehr schmälerte. Ganz ließ er sie aber sich nie rauben, so lange nicht ernste Krankheit oder sonst betrübende Ereignisse sie unmöglich machten. Aßmuth's Haus war ein sehr besuchtes, wozu auch die Lage desselben an der großen Straße von Dorpat nach St. Petersburg viel beitrug. Manche einzelne merkwürdige Erfahrungen wurden da mit Reisenden gemacht, welche, auch als ganz Fremde, die Gastlichkeit des Pastorats in Anspruch nahmen. Persönlichkeiten kamen, deren Leben dem Verlauf eines interessanten Romanes glich, andre, denen man es anmerkte, daß es ihnen doch nur um ein Wegegeld zu thun war, wenn sie ihre Bettelei auch in eine fashionable Form zu kleiden wußten. So erinnern wir uns, einen vorgeblichen Hauslehrer dort gesehen zu haben, der im

grünen Jagdrock mit der Botanisirbüchse eintrat und viele mündliche Grüße von einem Baron überbrachte, der als Theosoph und Apokalyptiker an diesem Manne sollte Antheil genommen haben, als an einem großen Verehrer Bengels und seiner erklärten Offenbarung Johannis. Er habe ihm den Pastor Aßmuth als einen Mann von christlicher und verwandter Gesinnung empfohlen. Aßmuth empfing den Mann mit freundlicher Höflichkeit, wofür dieser alle Augenblicke mit Bengels „Zeiten und halben Zeiten" die Unterhaltung zu würzen beflissen war. Man setzte sich zum Thee und zum Abendessen. Die bengelhafte Theologie dieses pädagogischen Zugvogels entlockte uns öfter ein Lächeln ihm ins Angesicht. Jedes Citat aus Bengel klang uns wie das Liedlein: mein Rock ist zerrissen und habe kein Brod und fecht doch für — Bengel, denn Bengel ist todt. Es war nun höchst komisch, wie der Mann manchmal recht einverstanden mitlächeln mußte, dann aber wieder Alles eifrigst mit seinem Bengelschen Offenbarungsschild zudeckte. Aber Aßmuth ließ sich auf solche lose Gedanken nicht ein, sondern beherbergte diesen angeblichen Apokalyptiker auch noch die Nacht, obgleich ihm natürlich seine Verstellung nicht entging, eben so wenig aber auch seine wirkliche Armuth. Er hatte ihm mit großer Zartheit ein Weggeld auf den Tisch neben sein Bett gelegt. Am andern Morgen war der Mann auf und davon, ohne den Kaffee abzuwarten, und das weiße Bett, in das man ihn gelegt, war recht schwarzgrau geworden.

Ebenso tragi-komisch wie diese Erfahrung, ebenso rein tragisch und Beiträge zur Geschichte menschlichen Elends waren andere Erfahrungen, deren Mittheilung aber nicht hierher gehört.

Der Bekannten- und Freundeskreis Aßmuth's war groß. Das nahe Dorpat führte ihn mit Vielen in Berührung, unter denen die Professoren der Theologie Sartorius, Busch nebst seiner von Aßmuth besonders hochgeachteten Frau, und Kleinert zuerst zu nennen sind. Wer den letztern, der leider so früh starb, kannte und zu würdigen wußte, weiß auch, was für ein herrlich Werkzeug des Geistes Gottes derselbe war und bis an's Ende blieb, mochte er auch in seiner pietistischen Zeit von Vielen verkannt und verschrieen und bei seiner spätern, der Hegel'schen Philosophie zugethanen Richtung auch von denen mit Mißtrauen angesehen werden, die ihn liebten, als Jene ihn verspotteten. Seine wissenschaftliche Bedeutung als Exeget und Kritiker in jener Zeit war gewiß groß und unter den Theologen in Dorpat ging in Bezug auf sein Buch über den Jesaias die Rede, Gesenius, gegen den es wie gegen alles rationalistische Zerwühlen der Authenticität des alttestamentlichen Canon gerichtet war, habe nach dem Lesen des Buches erklärt, Kleinert habe ihn überwunden. Sein academischer Vortrag war meisterhaft und wurde von Zuhörern Eichhorn's mit dessen Vortrag verglichen. Unvergeßlich wird seinen Zuhörern sein Collegium über den Hiob mit der herrlichen Kleinert'schen Uebersetzung, über das Evangelium Johannis

und über den Galaterbrief sein. Nicht weniger aber sein persönliches Erweisen gegen seine Zuhörer, die er in der ersten Zeit mit der ganzen Wärme des erweckten Christen, wenn auch in starken pietistischen Formen, wöchentlich an Einem Abend bei sich aufnahm. So lange er Pietist war, war er es von ganzem Herzen und gab sich, wir müssen es sagen, mit Leib und Seele dieser Richtung hin, so daß seine Erscheinung, die an sich schon die Blicke auf sich zog, etwas Auffallendes hatte. Alles, was bei vielen Anderen seiner Richtung oberflächlich, Maulwerk, Angewöhnung, Heuchelei sein konnte, ging bei ihm aus der Tiefe und Wahrhaftigkeit seines Wesens hervor. Seine lange hagere Gestalt ging gebeugt, wenn sein Inneres vom Bewußtsein der Sünde gebeugt war. Sein großes, helles, blaues Auge blickte gewaltig strenge, wenn seine Seele von Mißbilligung ergriffen war. Dasselbe Auge schaute so tief in Gottes Tiefen, so kindlich freundlich, wenn es kindliches Wesen erschaute. Und weil ihn andere Dinge erfüllten als die Mehrzahl der Andern, so erschien ihnen an ihm Alles befremdlich und gemacht, so lange sie ihn nicht näher kannten und sein unendlich reiches, tiefes, die schwache Körperhülle verzehrendes Geistesleben. Wir erinnern uns, wie einst im auditorio philosophico, wo Dr. Julius Walter überaus zahlreich besuchte Vorlesungen über die Religionsphilosophie hielt, zu Anfang, als Walter eben die Vorlesung begonnen hatte, auch Dr. Kleinert in das Auditorium trat. Wie es jungen Studirenden beim Anblick so ausgezeich-

neter Lehrer geht, das Herz war uns gehoben bei ihrem Erscheinen. Kleinert aber ging mit überaus demüthiger Geberde, als halte er sich kaum werth, die strahlende Halle der großen Wissenschaft zu betreten, zu einem bereit stehenden Stuhl. Während das geschah, Walter seinen höchst klaren und hinreißenden Vortrag begann, traf unser Ohr das gegen Kleinert hin gesprochene Wort eines unbekannten und nicht einmal gesehenen Commilitonen: „der Schleicher."

Wie von einer Schlange gestochen befanden wir uns sogleich in einem Gefühl nothwendiger Entgegnung, und nie sonst hat uns das ominöse: „Du dummer Junge," näher auf der Zungenspitze gelegen. Aber der Vortrag des einen, der Anblick des anderen Lehrers verwischte bald solche Gedanken und machte dem Wunsche Raum, daß solcher Vortrag, wie Dr. Walters, und solche Demuth, wie Kleinert dem Commilitonen das oberflächliche Schimpfen benehmen möchte. — Als aber später Kleinert, besonders durch Dr. Walter's Einfluß und nach einer Reise nach Berlin sich der Hegel'schen Philosophie zuwandte, hat er doch den demüthigen Glauben bewahrt. „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst." Dieses Wort hat er sich selbst zu seiner Grabschrift gewählt[1].

[1] S. Dr. Julius Walter's Lebensabriß Kleinert's, Dörpt. Jahrbücher, Bd. II, Heft 6, auch besonders abgedruckt, wo auch Kleinert's Schriften angezeigt sind. Daß dort Kleinert in seinem ersten Glaubensstande durchweg „Mystiker" genannt ist, hat entweder

Mit diesem Manne kam auch Aßmuth in Berührung und nähere Bekanntschaft. Wenn er in die Stadt kam, besuchte er Kleinert gern, und im Juli 1830, als eben Aßmuth's Schwiegereltern und Schwäger in Torma waren, traf Kleinert ebenfalls dort ein. Es war Allen eine große Freude und der alte, würdige, doch damals noch sehr im Rationalismus befangene Schwiegervater empfing von Kleinert's Person einen Eindruck, wie Aßmuth es gewünscht hatte. Aßmuth schreibt: „Wie oft mußte ich, „während Kleinert mit seinem beredten Munde aussprach, „was in meinem innersten Herzen lag und was ich den „lieben Meinigen nicht so zu sagen vermochte, zum Herrn „rufen, daß er diese Worte nicht verloren gehen lasse!" — Es war ein sehr freundliches Zusammensein, denn so groß Kleinert's Ernst war, so bezaubernd fast wirkte seine Heiterkeit auf seine Umgebung, und Beides gab ihm den Einfluß auf Andere, der seiner Stellung zukam.

Auch andere Männer in Dorpat haben mit Aßmuth in Gemeinschaft gestanden und Alle haben ihn geachtet und geliebt, wie er auch sie, und die Verbindung mit Dorpat ist von entschiedenem Einfluß auf sein Leben gewesen, wie wir im Verlauf noch mehr erkennen werden.

Aber schon im März 1831 ward Aßmuth von einem bösartigen Magenkrampf befallen, der ihm mehrere Wo-

seinen Grund in dem damaligen Sprachgebrauch oder in einer Berücksichtigung der zur Mystik stark hinneigenden pietistischen Richtung Kleinert's.

chen hindurch den Schlaf raubte und durch die Nothwendigkeit, Sonntags den Gottesdienst zu halten, stets erneuert und verstärkt ward. „Es war ernsthaft," schreibt Aßmuth seinem alten Freunde, „aber ich konnte dem „Tode muthig in's Angesicht blicken und sprechen: Tod, „wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" — Durch noch wie viele Proben mußte dieser Glaube sich bewähren!

Im Mai desselben Jahres schreibt er: „Dein Philippus (er nannte Jenen öfter seinen Luther) ist noch immer nicht genesen. Aber es ist gut so. Ich möchte sonst gar zu gern aus dem Vollen leben wollen und mein Herz würde zu bald des Herrn vergessen. Vergesse ich doch so noch täglich, daß ich ein armes Zweiglein und verlorenes Schäflein bin, und daß nur Er der gute Hirte ist." — Er beklagt sich dann über seine große Reizbarkeit, mit der er in dem langwierigen Uebel sein liebes Weib und andere Umgebung verletze.

Die Aerzte verordneten Bäder, Selterswasser. Er merkte einige Erleichterung, aber schon im Juli erneuerte sich das Magenübel. Die Cholera kam in's Land, beunruhigte ihn aber nur der Gemeinde wegen. Ein starker Sporn, doch nicht müde zu werden, war Aßmuth in dieser Zeit die Lectüre von Henry Martins Leben. Er that seine Amtspflicht fast über seine Kraft, unterrichtete dabei seine älteren Kinder und mußte doch im November dieses Jahres allnächtlich noch vier Stunden schlaflos verbringen.

Der Freund hatte ihm geschrieben: „Es kann bei uns zur rechten Glaubensfreudigkeit nur kommen, wenn wir unsere Hausandachten nicht nachlässig versäumen.“ Aßmuth war darin auch in seiner Krankheit so treu wie möglich und fand das Wort des Freundes bestätigt. Er freute sich des Herrn auch im Leide. „Heute Morgen hatte der alte böse Feind wieder sehr viel gegen unsere Morgenandacht einzuwenden, es kam schwer dazu, war wenig Kraft darin und veranlaßte auch noch ein Gespräch zwischen mir und Auguste, das nichts taugte. Schon gut — da der Teufel so viel dagegen hat, muß die Sache sehr gut sein! — Etwas später: „Wieder ist ein Tag voll Aergernisse vergangen „und wenig weiß ich jetzt von Dir, o Jesu! Aber doch „— vom kananäischen Weibe her ein Lieblingsausdruck „Aßmuth's — doch weiß ich, daß Du, Jesu, immer der„selbe reiche und erbarmende Herr bist!“

Obgleich nun auch noch zeitweilige Brustkrämpfe zu dem Magenleiden hinzukamen, ließ er sich doch in seiner Arbeit nicht stören. Im Januar 1833 beschäftigte ihn viel die projectirte Herausgabe eines esthnischen Volksblattes, dessen äußere und innere Ausstattung, sowie Sicherstellung des Bestehens durch die gehörige Zahl von Subscribenten. Auch Mitarbeiter fanden sich bereit. Der Plan ward ihm immer lieber. Aber im März kam durch die Dörptsche Censurcomité die Resolution, sein Gesuch um Herausgabe eines Volksblattes sei abgeschlagen. Er schreibt: „Unser schöner, wohlgemeinter Plan ist dahin.

„Es war mir, als werde mir ein Stück vom Herzen „abgerissen, so lieb war mir der Plan geworden.“

Im Januar 1833 starb in Dorpat ein von Aßmuth sehr geliebter Mann, der Dr. Heinrich von Holst, der ein Arzt der Seelen nicht weniger gewesen war als ein Arzt des Leibes und ein großer Wohlthäter der Armen. Zahlreich und lang war der Leichenzug, aber länger wird währen das Andenken dieses Gerechten! Bei Gelegenheit dieses Todesfalles hatte ein Arzt gesagt: „Der nächste, welcher nun folgt, wird Walter sein.“ Er hatte sich geirrt, obwohl nicht sehr, denn der erste war Kleinert, und nicht lange darauf folgte Walter. Die Nachrichten von dem Tode jenes Mannes, von der Krankheit der Anderen, waren bei eigener Kränklichkeit ernste Mahnungen für Aßmuth. Aber ihm stand etwas bevor, was ihn noch viel näher anging. In demselben Monat zeigte sich bei seiner Auguste ein Halsgeschwür, womit sich eine nervöse Entzündung verband. Die Krankheit ward so mächtig, daß man die Patientin schon aufgab. Aber noch sollte sie nicht sterben, sondern eine Krisis durchmachen, welche sie selbst hernach beschrieben hat in einem Briefe an den Freund. Wir theilen ihren so schönen wie merkwürdigen Bericht mit: „Mit dem Steigen des Fiebers wurde es mir zu immer größerer Gewißheit, daß meine Stunde geschlagen und ich nicht mehr viel Zeit habe. Wohl setzte da mein Fleisch noch die letzte Kraft daran, sträubte sich gegen den Tod und wollte dieses Erdenleben

nicht aufgeben. So rang ich eine volle Nacht unter großer Angst mit dem Tode, bis mir endlich Mann und Kinder und alle Lieben gleichgültig wurden und ich mich anschickte, vor dem ewigen Richter zu erscheinen. Da wurden mir aber alle meine Sünden mit Centnerlast auf's Herz gelegt und ich mußte in meiner Angst den Erlöser suchen, weil ich nur durch den Sohn, und auf keinem anderen Wege, zum Vater gelangen könne. Aber der Weg zum Sohne war dunkel und eng und verfinsterte sich bei jedem Schritte mehr, so wie auch meine Last stets schwerer wurde. Als ich nun so meinen schweren Weg mit steigernder Angst und Sehnsucht verfolgte, begegnetest Du mir mit etlichen Freunden. Ihr waret sehr beflissen, mir einen Theil meiner Last abzunehmen, wodurch ich mich aber nicht in meinem Lauf aufhalten ließ, indem ich versicherte, ihr seid nicht im Stande mir zu helfen, und ich müsse eilen, den Erlöser selbst zu finden, bevor ich stürbe. Indem ich meine Eile verdoppelte und mich von euch loszumachen suchte, langte ich endlich bei meinem himmlischen Freunde an. Da fand ich zu meinem Entzücken, daß es schon genug war, Ihn gefunden zu haben, um ganz rein vor ihm dazustehen. Ich wollte mich wegen meiner Sünde anklagen und meine Last zu seinen Füßen niederlegen, aber ich fand davon nichts mehr und stand leicht wie ein Vogel, und unschuldig wie ein Lamm vor Ihm. Er nahm mich auf seine Arme und ließ mich Blicke in sein lichtes Himmelreich thun. Ich dachte der Erde schon ganz

entrückt zu sein, aber der Herr wollte es anders. Ich fühlte wieder das heftige Fieber und empfand allerlei Sorge und Qual. Ich schloß die Augen, um nicht zu sehen, was mich umgab, und nun ward mir die Aufgabe, mich in mein Leiden zu ergeben. Nachdem ich in solchem Zustand eine Weile verharrt hatte, nahte sich mir der Heiland in lieblicher Gestalt und fragte: willst du mich jetzt als Krankenwärter annehmen? Kaum hatte ich mich dazu bereit erklärt, so war er wie eine Mutter um mich bemüht. Mein furchtbar tobendes Blut besänftigte er durch Auflegen seiner segensreichen Hand und wiegte mich wie ein Kind in seinen Armen. Ich empfand viel weniger meine schmerzhafte Krankheit, als seine heilbringende Nähe. Auch über meine Kinderchen beruhigte er mich und sagte: Mache dir um sie keine Sorge, ich bin jetzt ihre Mutter, sie stehen unter meiner Pflege und unter meinem Schutz. Damit ward ich ruhig und erst nach mehreren Tagen fiel mir wieder ein, daß ich Kinder habe, und — da war ich in der Genesung."

Diese Krankheit wirkte mächtig auf ihre Umgebung, besonders auf ihre sie unermüdlich pflegende Schwester Pauline, die dabei ebenfalls in eine Gebetsarbeit hineingezogen wurde, wie sie sie zuvor nicht gekannt hatte. Aber der Genesenden blieb eine Nervenschwäche nach, welche öftere plötzliche Krämpfe herbeiführte. Als sie zum ersten Mal wieder der Morgenandacht beiwohnen konnte,

wählte Aßmuth, auch mit dem Gedanken an sie, Nr. 79. V. 4 bis 6 des reval-esthnischen Gesangbuchs (es ist das Lied: Komm, o komm, du Geist des Lebens). Aber sie mußte aufstehen, fiel aber, vom Krampf ereilt, mit einem Schrei nieder.

Zu ihrer Erholung brachte Aßmuth sie im Juni dieses Jahres auf einige Wochen nach Dorpat. Sie kehrte besser zurück, aber bald nachher zeigte sich das Nervenübel wieder.

Im Februar 1834 übergab Aßmuth seinen Sohn einer Erziehungsanstalt. Im October desselben Jahres stellte sich bei ihm anhaltender Husten mit Schleimauswurf und Blutspeien ein. Aber er fuhr dabei immer fort zu arbeiten und Alles, was sein Herz bewegte, brachte ihn nur in lebendigere Gemeinschaft mit seinem Herrn. Unter dem Einläuten des Pfingstfestes dieses Jahres hatte er dem Freunde geschrieben: „O daß jeder Glockenschlag „an mein Herz dringen möchte! Es ist so still in meiner „Seele am Vorabend des großen Festes, und jeder „Athemzug und Pulsschlag möchte ein Gebet werden für die Gemeinde."

Am Weihnachtsfest schrieb er folgende Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen. Ach komm', Herr Jesu und erneuere deine arme Christenheit, werde wieder in uns geboren, bringe wieder Geist und Leben in die erstorbenen Herzen, auf daß die arme Menschheit aufwache aus dem Traum der Sünde und in dir ihren Heiland er-

kenne und sie kommen mögen von Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht anzubeten Dich, den Gott in der Krippe! — Ach, wenn es doch alle Welt wüßte, was das für ein Leben ist bei dem Herrn, und wenn wir doch tausend Zungen hätten, es ihr zu sagen. Ich freue mich und bin erhoben. Denn ich habe heute von Ihm gepredigt, und darf morgen wieder von Ihm predigen und übermorgen zum Bibelfest in E."

Und am letzten Abend dieses in seinem häuslichen Leben für ihn so ernsten Jahres schrieb er in den tagebuchartigen Briefen an den Freund folgendes Gebet: „Herr, könnte ich dich inniger umfassen und dir kindlicher anhangen und es dankbarer glauben, daß meine Sünden alle in Dir ewig versöhnt und vergeben sind. Hilf dazu in dem neuen Jahre, wie Du im alten geholfen, durch Sünde, Leid und Jammer hindurchgeholfen, mit starker gnädiger Hand mich und die Meinen hindurchgetragen hast. Sei in diesem Augenblick auch meinem Herzensbruder nahe und allen unseren Brüdern und Schwestern, damit wir Alle in deiner seligen Gemeinschaft eins seien und bleiben mögen ewiglich."

Aßmuth hatte eine besondere Gabe, gestörte Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, d. h. zur Versöhnung zu helfen. Ein Grund davon war, daß er sich nie darüber wunderte, wenn auch Christen sündigten. Er sagte oft: Wir müssen es nie vergessen, daß das Christenthum nicht besteht im Gutsein, sondern vielmehr in Erkenntniß und Bekenntniß unserer Schuld, und im

Glauben an die Erbarmung Christi. Das versöhnt auch uns unter einander. Von diesem Grundsatz aus war er auch selbst sehr versöhnlich, trat aber auch sehr oft zu seinem Weibe und seinen Kindern und bat sie in herzlicher Demuth um Vergebung, weil er, ihr Mann und Vater selbst, sie betrübt habe. Wenn er aber zu dem Satz kam, Christen sind keine Heilige, sondern Sünder, so kam er damit in Conflict mit der apostolischen Anschauungs- und Ausdrucksweise, welche die Christen ausdrücklich als Heilige bezeichnet und hier trat der von dem apostolischen Geist verschiedene Geist des Pietismus zu Tage. Dem Apostel nämlich gilt die objective Gerechtigkeit in Christo Alles, er schaut die Christen trotz ihrer ihnen anklebenden Sünde doch als Heilige Gottes an. Der Pietismus in seiner subjectiven Richtung schaut die Christen trotz der ihnen zugerechneten Gerechtigkeit Christi mehr als Sünder an, und so kam es, daß ihm als eigentliches Ziel des Christenthums immer das Armesünderthum galt. „Gott wird noch gar viele gute, lobenswerthe Parthieen in ihnen fortzuschaffen haben, ehe er N. und N. sich zu Füßen wirft,“ so sagte Aßmuth oft und der Selbstgerechtigkeit gegenüber hatte so ein Wort seine Wahrheit. Aber daß, wenn ein Sünder in Buße Christo zu Füßen lag, das Werk als geschehen und vollendet galt, das war nicht richtig. Es hebt dann erst das Leben in Christo an. — Der Pietist, darauf hin befragt, leugnete das wohl nicht, lebte auch in Christo, aber seiner Anschauung lag doch die ganze

Seite des neuen Lebens in Christo fern. Hier war er der Entwickelung bedürftig.

Im Jahr 1835 mußte Aßmuth seine wieder erkrankte Frau zu einem ihrer Brüder an den esthländischen Strand zum Seebade bringen. Sehr schwer war ihm das Leben im Hause ohne sie. Der Freund schrieb ihm: „Wer unterm Kreuze steht, ist auch dem Gekreuzigten nah.“ Aßmuth dankt für das Wort, bittet, der Freund (der nicht fern vom Badeort wohnte) möge doch seine Auguste in ihrer Krankheit besuchen und stärken und sagt dann: „So bin ich wieder zu Dir gekommen, um meine bedrängte Seele gegen Dich auszuschütten und Dir zu sagen, daß der Kreuzesweg oft recht bitter, eng und dunkel ist. Ich weiß wohl, daß der Herr es gut meint und kann auch zuweilen im Glauben die Hand küssen, die so hart schlägt, aber es bleibt doch dabei: die Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Es ist schwer, Vater- und Mutterstelle zugleich zu vertreten bei den sechs noch unmündigen Kindern, das geliebte Weib in der Ferne krank zu wissen und noch die eigne Schuld und Elendigkeit zu tragen. Ich gehe wohl täglich mehrere Mal zu Dem, der Alles trug und trägt, aber das Herz ist doch meist voll Kummer, die Augen voll Thränen.“

In dieser Zeit seiner Einsamkeit besuchte ihn jener früher genannte Eingepfarrte und sagte ihm, daß das Leben ihm total insipid und jämmerlich erscheine und er gar nicht begreife, wozu er da sei. Es war wohl eine

vertraulichere Stunde und manches ernste Geständniß kam vor. Der Gedanke an den allmächtigen Gott habe etwas Erdrückendes und die Vorstellung des Todes sei schauerlich. Geht es Ihnen auch so, fragte er dann Aßmuth. Dieser antwortete: „Ja wohl, — aber ein Blick auf den Mann am Kreuz nimmt mir die Todesfurcht aus dem Herzen.“ Da sprang Jener auf und sagte: „Es ist mir doch ganz unerklärlich, was für einen Zusammenhang das Kreuz Christi mit Ihrer Ruhe im Tode haben kann!“ Aßmuth aber fügt diesem Bericht an den Freund den Wunsch hinzu: Gott gebe diesem mir sonst so lieben Manne die Erkenntniß dessen, was Römer 7 und 8 geschrieben steht.

Wir hören nun Aßmuth selbst weiter berichten vom 22. Juli d. J.: „Tags darauf, nachdem ich die letzten Zeilen Dir geschrieben, fuhr ich nach Lohhusu und nahm meine fünf ältesten Kinder mit, um sie zu erfreuen. Am Montag Nachmittag machten wir uns auf den Heimweg. Unterwegs lasen wir einen sehr anziehenden Lebenslauf, in dem ich mir Manches, was für meiner Auguste Zustand paßte, anmerkte, um es für sie auszuschreiben. Als es zum Lesen zu dunkel wurde und Ferdinand mir Grund zu einer ernsten Ermahnung gab, öffnete mir der Herr das Herz, so daß ich die vier älteren Kinder, während die fünfte auf meinem Schooß eingeschlafen war, mit Thränen bitten konnte, zu bedenken, daß es vielleicht Gottes Wille sei, sie bald zu Waisen zu machen, da die Mutter schwer krank und ich auch kränklich sei, und daß

wir ja gar nicht ruhig sterben könnten, wenn sie nicht gehorsame Kinder wären. Das war unser Gespräch, als wir den Abweg nach Hause hinab fuhren. Auf dem halben Abwege rief eine Stimme dem Kutscher zu zu halten. Erst als ich ausstieg, erkannte ich meinen alten Schwiegervater. Als eine meiner ersten Fragen sich nach Auguste erkundigte, und die Antwort bedenklich lautete, errieth ich die Absicht seines Besuchs und die Kniee fingen mir an zu beben. Bei der Pforte wußten wir Alles, die Kleinen jammerten laut und Maria sank hin, so daß der alte gebeugte Großvater und ich sie ins Haus tragen mußten. Die folgende Nacht wurde durchwacht, durchweint und durchkämpft, ich brachte sie mehr auf den Knieen als im Bette zu und rang mit dem Herrn, der mich so stark geschlagen und in solchen Jammer gestürzt hatte. Der folgende Tag verging trostlos. So warf ich mich Abends auf mein Lager, schlief vor Erschöpfung bis 3 Uhr Morgens, erwachte zu neuem Jammer und warf mich wieder hin zum Gebet. Da kam Er denn mit seinem Himmelslicht und ließ mich im Geiste mein Weib sehen, wie sie am Fuße seines Thrones anbetete und frei von der Qual des armen Erdenlebens mit ihrem schon hienieden so verklärten Auge an Ihm, dem Retter ihres Lebens hing. Dies Bild zog auch mich hinauf zu Ihm, in dem wir uns lieben gelernt hatten und einander ewig angehören werden. Nun fühlte ich, daß sie mir unverloren sei, ja daß ich sie mehr noch besitze, als bisher, und es war auch, als neige sie sich herab zu mir und

bitte mich, ihr das unaussprechliche Glück zu gönnen. Und nun flossen andere, süßere Thränen, ich fiel mit ihr hin zu den Füßen des Allerbarmers, ich versuchte es den ersten Dank zu stammeln dafür, daß er sie in seine Herrlichkeit aufgenommen; ich dankte ihm für das, was sie mir gewesen war, für das unverdiente Glück, das ich funfzehn Jahre lang an ihrer Seite genossen hatte, ich bat um Vergebung für Alles, womit ich gegen sie gesündigt hatte, und ich erhielt diese Vergebung. Ein seliger Friede erfüllte mich, ich hatte Ihn wieder und in Ihm sie, und Lob und Anbetung war in meiner Seele. Nun konnte ich auch die Andern tröften und wenn auch dunkle Stunden genug wiederkommen, so bin ich nun doch des Sieges gewiß."

„Ich habe brieflich den Geschwistern gedankt, die ihr die letzten Dienste geleistet, gebeten in meinem Namen, den letzten Segen über der theueren Hülle zu sprechen und sie bis zum Winter bei sich zu behalten, da ich dann kommen und sie abholen wolle, um sie an die gemeinschaftlich von uns Beiden gewählte Stelle zur Ruhe zu legen. Da mußte ich wieder viel trauern und weinen, daß ich ihr nicht das letzte Lebewohl zurufen, ihre letzten Worte nicht vernehmen, ihr liebes stilles Bild nicht sehen durfte. — Die Kinder finde ich oft in Thränen, auch den etwas wilden Ferdinand, und doch weiß er nicht einmal, was für eine Mutter er verloren hat. — Ach wie sehne ich mich fort aus dem Leibe dieses Todes. Denn selbst jetzt muß ich es fühlen, wie das Herz wie

ein schwerer Stein aus dem Himmel des Glaubens herabsinkt in das gegenwärtige irdische Leben. Wann wird es endlich heißen: die Kette ist zerbrochen, der Gefangene ist frei?"

Wie es immer ist in solchen Fällen unseres Erdenlebens, es kam nun viel Theilnahme der Brüder, es kamen Amtsfahrten und Arbeiten, der Sohn, der auf Ferien zu Hause gewesen war, um dort den Schmerz besser zu durchleben, als es in der Anstalt geschehen wäre, mußte in diese zurück. Aßmuth bereitete sich zur Fahrt auf die zweite Synode, das Wirken, so lange es Tag ist, gewann die Oberhand über den sich stets erneuernden Schmerz, der, wenn das nicht geschieht, immer nur ein Hinderniß wird den gottgefälligen Winterpilgern in die Heimath, wohin die Lieben vorangegangen sind.

Die Synoden zu besuchen, war Aßmuth eine ernste Pflicht und auch eine Glaubensstärkung. Ohne Grund versäumte er sie nicht, auch in diesem Jahre seines Schmerzes nicht. Als er nun aber zurückkehrte in das Haus, wo ihn sonst seine Auguste empfangen hatte, als seine, über die Rückkehr des Vaters erfreuten Kinder ihn begrüßten, da suchte sein Auge die Gestalt der Hausfrau und Mutter und fand sie nicht, und er ging in seine Kammer und schloß die Thür und weinte vor dem Herrn, bis er getröstet wieder unter seine Kinder treten konnte. Im December dieses Jahres fuhr Aßmuth in Begleitung eines Freundes nach Martens in Esthland, zu seinem Schwager, wo die Leiche seiner Auguste bis dahin auf-

bewahrt war, um sie abzuholen. An ihrem Sarge erneuerte sich der Schmerz, aber auch der Trost. Er wurde selbst krank, mußte aber trotzdem mit der Leiche fort. Die erste Nacht im Kruge hatte er Fieber und konnte nicht schlafen. Des Freundes sorgliche und kundige Pflege half. Durch strenge Kälte und starkes Sturmwetter setzten sie die Reise fort. An seinem Hochzeitstage, den 17. December traf er mit der Leiche bei seinem Schwiegervater in Matthäi ein und am 18. bei immer strenger Kälte zu Hause, wo Familie und Gemeinde die Leiche empfingen, den Sarg mit Immergrün schmückten und bis zum folgenden Tage in die Kirche brachten. Dann ward sie in das bestimmte Grab gelegt.

In dem halben Jahr, welches bis jetzt seit dem Tode seiner Frau vergangen war, waren drei kleine Kinder und die zwei ältern Töchter, die auch noch sehr jung waren, allein dem Unterricht und der Erziehung des Vaters überlassen. Aber seine Amtsarbeiten hinderten ihn sowohl an Erziehung wie an Unterricht. Die zwei ältern Töchter halfen nach Kräften. Eine Wirthschafterin stand ihnen in der Führung des Haushalts bei. Alle waren gehorsam den Führungen und dem Willen des Herrn, aber es war doch keine leichte Zeit. Die Hauszucht über das große Dienstpersonal litt je mehr und mehr. Natürlich konnte Aßmuth sich nicht um alle Kleinigkeiten bekümmern. Die fleißigen Töchter thaten es mit aller Anstrengung und Gewissenhaftigkeit, aber sie waren ja auch noch Kinder und die können die in einem Haushalt

nöthige Autorität der Hausfrau nicht ersetzen. Es ist eben bei ihnen nicht und kann nicht sein „die Gottes Majestät“ von der Luther sagt, daß sie bei Vater und Mutter, bei den Aeltern und Vorgesetzten sei. Aßmuth betete fleißig für seine Kinder und Hausleute, griff auch nach Kräften thätig mit ein, hielt namentlich fest an seinen Morgen- und Abendandachten mit Gesinde und Familie, in denen ein noch lange nicht genug anerkanntes Befestigungsmittel des Hausstandes uns gegeben ist. Er besuchte auch die verschiedenen Wirthschaftszweige, damit das Auge des Hausherrn nicht fehle, das oft mehr thut, als der Hausherr selbst weiß. Aber je länger je mehr sah Aßmuth, daß es so nicht lange mehr gehen werde. Er hat des Herrn Rath und Willen ernsthaft gesucht in dieser Zeit seiner Wittwerschaft. Da ward es ihm immer gewisser, daß er einen bestimmt ausgesprochenen Wunsch seiner geliebten Auguste ernsthafter in Erwägung zu ziehen habe. Sie hatte gewünscht, daß nach ihrem Tode ihre, schon erwähnte, Schwester Pauline an ihre Stelle treten möge. Nachdem Aßmuth dies vor seinem Gott erwogen, schrieb er seinem alten lieben Schwiegervater und fragte bei ihm und der Schwiegermutter an, ob er sich der Hoffnung hingeben dürfe, daß dieser Wunsch seiner Auguste, der auch sein eigener sei, in Erfüllung gehen werde? Im Januar 1836 kam die Antwort, Pauline wolle im Namen Gottes ihrer Schwester eine treue Schwester, Aßmuth ein liebendes Weib und seinen Kindern eine zweite Mutter werden.

Wir erinnern uns der stillen Freudenthränen und des herzlichen Dankes, mit denen Aßmuth diese Zusage empfing und den Seinen mittheilte.

Die Zeit dieses zweiten Bräutigamstandes verging Aßmuth unter vieler Arbeit der gewöhnlichen Art, unter derselben ernsthaften Selbst- und Sündenerkenntniß, die sein ganzes Leben in dieser Periode charakterisirt und unter herzlichem Gebet. Sein alter Freund hatte ihm einmal geschrieben, er solle nur ja nicht gut werden, d. h. aufhören ein armer Sünder zu sein. Aßmuth antwortete: „von allen falschen Höhen komme ich bald genug herunter. Probe: 1) nichtsnutzige, ja gegen meine nächste Umgebung mißtrauische Gedanken, rechte Ausgeburten der Hölle, denen das Wort Christi gilt, was denket ihr so Arges in euern Herzen. 2) Ein neuer, aber verpfuschter Rock macht mir so viel Sorgen und Unmuth, wie vielleicht noch nie der Zustand einer verpfuschten Seele. 3) Meine stets sich steigernde Brustbeklemmung demüthigt mich nicht, sondern macht mich ungeduldig und ich wünsche mir sogar manchmal den Tod in all der Unruhe, Jämmerlichkeiten, Halbheiten, Eitelkeiten und Nichtigkeiten. Wo soll da das „Gutwerden" herkommen?"

Es war unterdeß ein Jahr vergangen seit dem Tode seiner ersten Frau. Der 4. Juni 1836 war als der Tag angesetzt, wo er seine Pauline aus der Hand ihrer lieben Eltern empfangen sollte. Als er am 31. Mai zum zweiten Mal zur Hochzeit fuhr, schrieb er zuvor das Gebet

nieder: „Herr, laß diese Verbindung dir zur Ehre, uns „Beiden zum Segen, den Kindern zum Heil gereichen.“ — Es ist so geschehen, denn seine Pauline war ihm der beste Ersatz für den großen Verlust, den er erlitten hatte. Als er mit ihr zu Hause angekommen war, war Beider erster Gang zu Augusten's Grabe, wo sie sich die Hand reichten zu treuem Bunde. Kräftigern Geistes wie Körpers, als ihre Schwester, war sie vom Herrn berufen, schwerere Leiden zu ertragen wie sie. Sie hat sich nicht geschont, sondern hat selbst die Gesundheit ihres Leibes eingebüßt, nie aber aufgehört, Gott zu loben für Alles. Als Aßmuth bald darauf zur Synode fuhr, hat sie während seiner Abwesenheit auf derselben, wo er seinen Vortrag über die seelsorgerischen Mittel des Predigers hielt, mit den Hausleuten vorlesend und vorsingend die Hausandachten gehalten. Aßmuth freute sich darüber sehr und hat es ihr herzlich gedankt, sie darum um so höher geachtet und geliebt.

Diese zweite Ehe war abermals mit sechs Kindern gesegnet: 1) Eduard Paul August, geboren den 8. April 1837. 2) Johannes Leopold Alexander, geboren den 25. Juni 1838. 3) Carl Peter Alexander, geboren den 27. Mai 1840. 4) Wilhelmine Ulrike Caroline, geboren den 10. Septbr. 1842. 5) Alexander Woldemar Carl, geboren den 28. April 1845. 6) Emma Louise Amalie, geboren den 22. Mai 1849.

Der Anfang des Jahres 1837 war schwer wegen totaler Heiserkeit, Schlaflosigkeit, Nervenschwäche und Brustbeklemmung. Aber Aßmuth ließ sich dadurch wie zuvor auch nicht in seinen häuslichen und amtlichen Arbeiten stören. „Zuweilen — schreibt er 1838 — ist es so, als könne ich keine Hand mehr regen, selbst die Zunge ist träge und möchte nicht sprechen, Alles in mir sehnt sich nach Ruhe. Aber wenn ich das Gefühl von Mattigkeit überwunden habe, wozu noch heute bei der Predigtmeditation meine theure Pauline half, als sie plötzlich im Nebenzimmer mit den Kindern einen schönen Choral sang, dann geht es wieder.“

Es ward ihm verordnet, sich den Leib mit Spiritus täglich zu waschen, auch ein Glas guten Weines zu trinken, nicht gleich nach dem Essen, sondern etwas später, ein Viertelstündchen zu schlafen. Er that so, aber das Uebel wich nicht. Jahrelang war sein Zustand immer leidend, so daß er es am Ende nicht anders mehr erwartete und dankbar war, wenn, wie im Jahr 1839, sein Geist von innerer Stille erfüllt war. Doch trat dazwischen natürlich die krankhafte Reizbarkeit wieder ein. „Satan läßt mich nicht in Ruhe, schreibt er 1840, aber er soll mich doch nirgend hin setzen, als zu den Füßen meines barmherzigen Jesus!“

Im Februar 1841 starb der kleine Alexander an dem Croup nach dem Scharlach, noch kein volles Jahr alt. „Es war ein kräftig Kind und litt darum wohl mehr. Das Ende war sanft, vielleicht eine Lungenlähmung. Die

Schwestern haben ihm sein Sterbekleid genäht. Ich communicirte im Nebenzimmer mit Paulinen. (So nahm er in Gemeinschaft mit dem Freunde das Abendmahl oft in jener Zeit). Als wir heraus traten lag das Kind da, so ernst und still und doch so freundlich, und der stumme Mund hielt eine beredte Predigt an uns. Bei der Beerdigung hatte ich recht ein Siegesgefühl. Das ist das erste und einzige von allen meinen Kindern, das ganz geborgen ist und sicher! Der Herr sei gelobt."

Im März bekam Aßmuth wieder starkes Blutspeien und sollte sich vor Aufregung in Acht nehmen, was aber doch nicht möglich war. Als er aber an einem Tage öfter dem Aerger nachgegeben hatte und nun in der folgenden Nacht nicht schlafen konnte, sondern um Mitternacht sein Licht anzündete und nach Zeitschriften griff um sich müde zu lesen, da trat die Schuld des Tages lebhaft vor seine Seele und er dachte: „nun muß der verlorene Sohn die verdienten Träbern essen, statt süß zu ruhen in seines Vaters Arm."

Im Juni dieses Jahres erfreute ihn ein ganz freiwilliges Liebeszeichen der esthnischen Gemeine, welche ihm durch drei Schulmeister 117 Rub. Banko übersandte als Beitrag für den Adjuncten, den er von sich aus mit 500 Rub. Banko besoldete.

Im November ward der zweite Adjunct, Pastor P. Hirsch nach Peude auf Oesel zum Pastor gewählt und 1842 war dessen Hochzeit mit Aßmuth's zweiter Tochter Ida. Da Aßmuth nothwendig einen Adjuncten brauchte,

so war es ihm lieb, daß gleich darauf ein dritter bereit war, in diese Stellung einzutreten und auch am Tage des Abzugs der Kinder in ihre neue Heimath eintraf.

Aber das alte Hauskreuz, die Krankheit, gönnte ihm nicht lange Ruhe. In der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1842 wurden sie durch den ältesten Sohn zweiter Ehe, Eduard, erschreckt, der von einem heftigen Halsübel und Erstickungszufall ergriffen wurde. Ein junger Mediciner, der gerade in der Nachbarschaft war, kam und erklärte, es sei nicht der Croup, auch ward es besser mit dem Knaben. Aber am 16. Februar stellten sich neue Erstickungszufälle ein. In den schlaflosen Nächten hat da Aßmuth mit dem Herrn gerungen und ihn um Willigkeit gebeten, wenn Er den lieben Knaben abrufen wolle. „Aber immer wollte das selbstische Herz sich nicht darein ergeben, den ältesten Sohn meiner Pauline scheiden zu sehen. Ich hörte das Stöhnen und Röcheln des Kindes und sah die Angst seiner Mutter. Du kannst Dir denken, mit wie beklommenem Herzen ich am folgenden Tage in die Kirche ging und meinen kleinen blassen Jungen zum Abschied küßte. Ich hatte Confirmation, der Gottesdienst dauerte lange. Das Kind lebte, als ich nach Hause kam, aber die volle Gefahr war noch da. In der Nacht gab es keinen Schlaf. Als ich mich am Nachmittag darauf etwas hinlegte und geschlummert hatte, erwachte ich wieder mit der Unruhe um das geliebte Kind und ich mußte mit dem Herrn um den fehlenden Glauben ringen. Ach, das war eine sehr schwere Stunde und ich wälzte mich

buchstäblich im Staube vor meinem Gott. Der Doctor hatte gesagt, die folgende Nacht werde entscheiden. Ich hatte früh Morgens schon eine Estafette nach Dorpat geschickt, um nöthige Medicamente zu holen. Der Bote blieb aber viel länger aus als wir berechnet hatten, und die Krankheit war im Steigen. Der junge Arzt war sehr unruhig, daß die Medicin nicht kam. Um 1 Uhr sandte ich den zweiten Boten dem ersten entgegen. Bis 2 Uhr war noch keiner da. Da rief mich der Arzt zum Kranken und ließ mich mein Ohr an die Stelle legen, wo die Lungen sind. Ich erschrack über das polternde Geräusch, mit dem die kleine Lunge des Kindes arbeitete. Der Arzt führte mich nun in den Saal und sagte: Jetzt müssen wir jeden Augenblick auf eine Lungenlähmung gefaßt sein und ich kann nichts dabei thun, da ich die rechten Mittel nicht habe. Ein Pulver ist noch da, welches ich im verzweifeltsten Fall eingeben kann, aber ich thue es mit Zittern, da es sehr leicht die entgegengesetzte Wirkung haben kann. Nach diesen Worten ging er zum Kranken. Nun, dachte ich, da muß der Herr unmittelbar helfen, ging in meine Kammer und konnte zum ersten Mal mit freudigstem Glauben um die Rettung des Knaben beten. Ich war so ruhig und sicher, erhört zu sein, daß es mich nicht überraschte als der Arzt kam und sagte: Kommen Sie und hören Sie, was für eine wunderbare Wirkung mein Moschuspulver hervorgebracht hat. Der Knabe war eingeschlafen, man hörte kein Röcheln mehr, nur stilles zuweilen von Husten unterbrochenes Athmen. So schlief

er von 3 bis 8 Uhr. Bald nach 3 Uhr kamen die Arzeneien, die nun kaum noch nöthig waren. Da habe ich mit Paulinen Freudenthränen geweint und den Herrn gelobt."

Bald darauf hatte Aßmuth wieder, nach einem Verdruß mit nachlässigen Hausleuten, einen starken Blutauswurf. Natürlich hatten die vielen Krankheiten in der Familie auf die, oft der Aufsicht und Zucht entbehrenden Leute nachtheiligen Einfluß. Aßmuth klagt über ihre Nachlässigkeit und Untreue, über die vielen Aufregungen in Folge dessen. „Wie wohl — tröstete er sich — wird die „Ruhe und Sabbathstille thun nach dem verworrenen „Erdenleben! Heute Nachmittag, als ich mich hingelegt, „trat mir das Bild des Todes hart an die Seele und „ich fühlte wohl seine Schrecken, aber der Herr war mir „doch noch näher, und seine herrlichen Verheißungen um„flutheten mich wie ein Meer und nahmen alle Sorge „und Bangigkeit hinweg. Ob das ein Bild meines letz„ten Entschlafens war?"

Im Januar 1843 meldete er dem Freunde nach der Rückkehr vom Dörpt'schen Jahrmarkt die neue Bekanntschaft mit dem Professor Dr. Philippi und war sehr erfreut über den Eintritt dieses Mannes in die Fakultät und über seinen zu erwartenden gewiß bedeutenden Einfluß. Aßmuth ahnte damals noch nicht, wie tiefgehend dieser auch für ihn, wie für die livländische Kirche überhaupt werden sollte.

Im Juni und Juli machte Aßmuth eine Reise nach Peude zu seinen Kindern und hatte auf derselben die Freude, fast überall gleichgesinnte Freunde zu finden. „Ja“ — schrieb er — „das Reich Gottes kommt mit „Macht und die Bollwerke der Finsterniß thürmen sich „vergeblich empor, um das Kommen des Herrn aufzu„halten.“

In dieses Jahr fällt die bedeutende Vermehrung seiner Arbeitslast durch seine erfolgte Bestätigung zum Propst des Dörpt'schen Sprengels. Gott der Herr brachte bei dieser Führung seine Kränklichkeit weniger in Anschlag als manche Menschen jener Zeit. Wohlwollende fürchteten für den geliebten Freund, es möchte ihm der Arbeit zu viel werden. Andere, Uebelwollende, waren mit der Wahl nicht zufrieden. Aber Gott der Herr fragte nicht nach den Menschen, sondern ging seine Wege und die sind so weise wie gütig, sowohl was das Allgemeine, als was die Einzelnen betrifft. Er ist immer gern in den Schwachen mächtig und nur in ihnen, und er wollte den Mann mit der schon gebrochenen Körperkraft, aber mit dem treuen und demüthigen Herzen, an die Spitze dieses Theils seiner Kirche in Livland stellen, offenbar, weil seine innere Stellung am Besten für diese Zeit des Uebergangs aus dem Pietismus in den Kirchenglauben paßte, und weil alle seine Amtsbrüder ihn liebten und ihm vertrauten, als einem Manne, der nicht sich und seine Ehre, sondern die Sache seines Herrn allein suchte. Aßmuth selbst gedachte wohl seiner Kränklichkeit und hatte

die Eine Sorge, er möchte, dadurch gestört, seinen Herrn nicht genug ehren in dem neuen Amte. Aber er sagte auch: „Der Herr lasse nur das Glaubensfünklein nicht „ausgehen, dann will ich mich mit Ihm schon durch„schlagen, mit Ihm, der Gewalt hat im Himmel und „auf Erden.“

Welchen Eindruck des früher genannten Professors Dr. Philippi Wesen und Wort auf Aßmuth gemacht hatte und wie sich, ganz ungesucht und zum Theil Aßmuth auch noch unbewußt, Fäden aus Philippi's Standpunct in Aßmuth's Seele hineinzuweben begonnen hatten, ergibt sich vorläufig daraus, daß, als in diesem Jahre Jemand über einen bei Professor Philippi verbrachten Abend, wo auch Aßmuth und Andere zugegen waren, ein wenig günstiges Urtheil ausgesprochen und auch weiter herumgetragen hatte, was Aßmuth mit der Frage gemeldet wurde, was daran sei, Aßmuth kurz antwortete: „Was N. über den Abend sagt, ist ganz unrichtig. Es „wurden gute und wichtige Gespräche geführt, Philippi „las einige für unsere Zeit passende Briefe Luther's vor „und wir sangen: Ein' feste Burg ist unser Gott. Ei„nige halten Philippi für einen starren Orthodoxen und „Alt-Lutheraner. Warum? Weil er keinen Fuß breit von „der Basis der Rechtfertigung durch Christi Blut ab„weicht und unsere Bekenntnißschriften wahrhaft in „Ehren hält.“

Bald darauf sandte ihm Harnack, damals noch Privatdocent, seine Magister-Dissertation über die Idee der Pre-

digt zu. Aßmuth hatte daran eine große Freude und sprach es aus, daß Gott die theologische Fakultät und unsere livländische Kirche lieb habe, da er ihr so lebendige, in der Lehre gesunde und kräftige Lehrer sende.

Am 12. Januar 1844 ward von seinen Sprengelsbrüdern und Freunden und von seiner Gemeinde sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert. Es hatten sich dazu Mehrere, zum Theil in Torma selbst ohne Aßmuth's Wissen, zum Theil auf der nahe gelegenen Poststation am Abende vorher eingefunden. Am Morgen, als Aßmuth heraustrat, empfingen sie ihn in festlichem Kreise und überreichten ihm eine in Sammet und Silber gebundene Bibel und ein Schreiben der theologischen Fakultät in Dorpat. Wir können uns nicht enthalten dasselbe ganz mitzutheilen, weil es eine so schöne Auffassung von Aßmuth's Leben enthält.

„Hochehrwürdiger Herr Pastor!
Theurer Bruder und Mitarbeiter im Herrn!"

„Ihnen räumlich so nahe, wie im Geiste innigst verbunden, hegten wir den herzlich aufrichtigen Wunsch, dem schönen Feste, das Sie in diesen Tagen begehen, wenigstens auf die Weise beizuwohnen, daß Einer von uns als Dolmetscher unserer Gefühle Ihnen persönlich die Glückwünsche Aller überbracht hätte. Umstände jedoch, deren Beseitigung nicht in unserer Macht ist, und vornehmlich der, daß der Tag Ihrer Jubelfeier gerade mit dem Anfang des akademischen Semesters zusammentrifft,

vereiteln uns den lieben Plan, und wir dürfen Ihnen nur schriftlich sagen, was unsere Herzen bei so erhebendem Anlaß bewegt."

„Als Ausdruck unserer Empfindungen bieten sich uns vornehmlich zwei Worte der heiligen Schrift dar, eines des Knechtes Gottes Mose, „des sehr geplagten Menschen über alle Menschen auf Erden, —" das andere des großen Heidenapostels, der täglich angelaufen und Sorge tragend für alle Gemeinden mehr gearbeitet und gelitten, denn sie Alle. Jener singt im neunzigsten Psalm aus tiefster Erfahrung von dem Menschenleben, das siebenzig Jahre währt und wenn's hoch kommt achtzig Jahre, daß, wenn es köstlich gewesen, es Mühe und Arbeit gewesen. Dieser zeigt seinem Timotheus das theure Bischofsamt, dessen fünfundzwanzigjährige Verwaltung mit Lob und Dank zu feiern Sie eben im Begriff stehen, als ein köstliches Werk."

„Das Köstliche, was beide Männer Gottes nur in verschiedenen Beziehungen meinen — bei dem Blick auf Sie, stellt es sich uns heute als Eins und Dasselbe dar, theurer Bruder und Mitarbeiter im Herrn: Die Mühe und Arbeit des armen, geplagten Lebens im Fleische, des, nach den Worten Mosis, schnell dahin fahrenden, als flögen wir davon, die mit der Hülfe des Herrn in seinem Dienste vollbracht, zur süßesten Lust wird, und dann als das „Köstliche" erscheint, das Einen Tag in Jehova's Vorhöfen besser macht, denn sonst tausend, weil der Vogel hier sein Haus gefunden und die Schwalbe

ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich Jehova's Altäre, unsres Königs und Gottes.

Wie wir in Ihrem Zeugenleben, theurer Bruder, beide Worte vereinigt erfüllt sehn und „das Köstliche“ in beiden darin zur Erscheinung gekommen: so enthalten nun beide auch unsern Wunsch für Sie zu Ihrem Feste, der kein anderer sein kann, als daß Sie in Mosis und Paulus Weise, durch Hülfe der Kraft, die in den Schwachen mächtig ist, daß wir stark sind, wenn wir schwach sind, nur fortfahren mögen die Mühen zu dulden, wie das Gute zu schmecken im Lande der Lebendigen, die zusammen das Eine „Köstliche“ ausmachen, das beide, Mosis und Paulus, im Sinne haben, weil denen, die im Hause des Herrn bleiben immerdar, Gutes und Barmherzigkeit folgen ihr Leben lang.

Der unserer Dienste so wenig bedarf, daß er „dem „Abraham aus Steinen Kinder zu erwecken vermag,“ der Herr barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue hat sich dennoch auch Ihres Dienstes bedient, daß ihm in den Gemeinden Torma und Lohhusu Kinder geboren würden, wie der Thau aus der Morgenröthe, und wenn Ihnen unter der heißen Arbeit in dem harten Ackerboden auch oft war wie dem Hirsch, der nach frischem Wasser schreit, daß Ihre Seele nach Ihm schrie und durstete nach dem lebendigen Gott: immer durften Sie doch auch sofort mit David frohlocken: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts man-

geln, Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser!" Denn, wie Davids Seele, ergötzten die Tröstungen des Herrn auch Ihre Seele, und rauschten auch seine Fluthen daher, daß hie eine Tiefe und da eine Tiefe brauste, ja, daß alle seine Wasserwogen und Wellen über Sie gingen, so verhieß Ihnen der Herr des Tages seine Güte, und des Nachts durften Sie Ihn auf Ihrem Lager loben, auch wenn Sie betend zu dem Gott Ihres Lebens seufzen mußten: Hüter, ist die Nacht schier hin?

Nun, der Gott Ihres Lebens, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, gestern und heute derselbe und in Ewigkeit, Er, Ihr Stecken und Stab und Ihr sehr großer Lohn, gebe in Gnaden: Daß Ihnen unter den deckenden und tragenden Adlerflügeln seiner Liebe Mühe und Arbeit des Lebens täglich mehr aufgehen und sich verklären mögen in dem „köstlichen" Werk Ihres Bischofsamtes — daß Sie, selbst auch mit dem himmlischen Manna, das Er durch Ihre Hand darreicht, genährt und erquickt, noch in späterem und spätestem Alter wieder jung werden und auffahren mit Flügeln wie Adler, der Sonne entgegen, die an dem großen Sabbath uns einst mit Ihnen zu ihrem Preise — zum Preise des Lammes, das uns durchgebracht, vereinigen wird in den Wohnungen des Friedens."

Dorpat, den 8. Januar 1844.

Im Namen und Auftrag der theologischen Facultät der kaiserlichen Universität Dorpat, deren derzeitiger Decan F. Busch.

Hierauf ward die Morgenandacht gehalten und der Oberpastor Bienemann von Dorpat sprach ein herzliches Gebet und segnete Aßmuth auf's Neue für seine fernere Amtsführung ein. Hernach versammelten sich zu Mittag die Nachbarn und andere Freunde aus anderen Kirchspielen zu geselliger Freude.

Drei Tage später, am nächsten Sonntage, feierte die esthnische Gemeine das Fest in der Kirche. Ohne irgend etwas gemerkt zu haben, trat Aßmuth in die festlich geschmückte und erleuchtete Kirche, wurde von den Kirchenvormündern und Schulmeistern empfangen und mit einem vierstimmigen Gesang vom Chor begrüßt, der nur von seinen Täuflingen ausgeführt ward.

Aßmuth's Grundstimmung an diesen Tagen war: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thust.

Er war still und tief bewegt bei allen Aeußerungen der Anerkennung und Liebe, um so mehr, als sein Blick darin den Herrn erkannte, dem er diente und der ihn segnete.

Und er bedurfte wahrlich der Glaubensstärkung, die in dem Allen für ihn lag. Denn sein Körperleiden mehrte sich. Am Morgen quälte ihn beim Erwachen jedesmal eine halbe Stunde lang ein Hustenanfall, bei dem es unter furchtbarer Anstrengung zu einem starken Schleimauswurf kam, der ihn am ganzen Körper in Transpiration versetzte und die Kopfnerven in höchste Spannung brachte. — Das Jahr 1844 brachte große und zerstö-

rende Ueberschwemmungen in den am Peipussee gelegenen Dörfern seines Kirchspiels. Häuser wurden umgeworfen, Ländereien zerstört und manches Armen einziges Brod zu Grunde gerichtet.

Im Jahre 1845 kam eine große Hungersnoth im Lande dazu. Täglich kamen fünfzehn bis zwanzig Menschen, die sich aus dem Pastorat ihre kleinen Gaben abholten. Und als ob in diesem traurigsten aller Jahre das Unglück nicht schnell genug schreiten könne, stellte sich auch noch Rindvieh- und Pferdeseuche ein, die auch in Aßmuth's Heerde stark aufräumte. Und doch war das Alles nur gleichsam das Geplänkel um die Hauptplage dieses Jahres herum, die durch das Land zog und auch im Dörpt'schen Sprengel ihre Beute suchte und fand. Von ihr reden wir im nächsten Abschnitte. Und auch das war noch nicht genug. Aßmuth mußte abermals seinem lieben Weibe die Plage der Krankheit nahen sehen, die sie an den Rand des Grabes brachte.

Im März war der erste Enkel in Peude, ein überaus liebliches Kind, gestorben. Nicht lange darnach verfiel seine Pauline, die sich erwartete, in eine schwere entzündliche Krankheit, in welcher die Geburtsstunde sie ereilte. Aber die Geburt eines gesunden Sohnes hob die Entzündung nicht, wie man gehofft hatte. In der Nacht um 3 Uhr von Sonnabend auf Sonntag waren die Stiche kaum noch zum Aushalten. Eine Estafette ging nach dem Arzt nach Dorpat, ein Bote zu einem nicht so entfernten Aderlasser. Aßmuth selbst mußte am Sonntag in die Kirche,

ohne zu wissen, ob er sein Weib wiedersehen werde. Sonntag Nachmittag um fünf Uhr kam der Arzt. Starke und wiederholte Gegenmittel hoben die Entzündung, aber die äußerste Erschöpfung folgte. Da hat Aßmuth wieder gerungen und gebetet, Gott wolle doch sein theures Weib erhalten, damit, wenn e r bald abgerufen werde, die Kinder an der Mutter eine Stütze hätten. Es ward besser mit der Kranken. Aber ein Rückfall in die Entzündung machte neue Blutentziehungen nöthig. Nach vierzehn Tagen war ein beruhigter Zustand eingetreten. Der alte Vater kam, seine Tochter zu sehen, und fuhr ziemlich ruhig weg. Aber bald darauf, eines Morgens früh, ward Aßmuth geweckt. Sein liebes Weib lag in der gefährlichsten Krisis. Würgen und Schleimauswurf waren so arg, daß sie das Athmen fast hinderten. Die Augen waren dunkel, Hände und Füße kalt, Todesbläße auf dem Antlitz. Die Kranke war bei Besinnung und erwartete den Tod. Angewandte Reizmittel weckten aber das gewichene Leben und abermals ward es besser. Der Arzt erklärte, der linke Lungenflügel sei angegriffen, Genesung möglich. — In diesen Leidenswochen mußte nun Aßmuth drei Sonntage hinter einander jedes Mal sechszehn bis zwanzig Leichen beerdigen, besonders Kinder, welche, durch Hunger geschwächt, die Masernepidemie nicht überstehen konnten. Einmal kamen fünfzehn Leichen in Ein Grab. In Dorpat hatten sich siebenzig Familien zur Unterstützung des Torma'schen und Koddafer'schen Kirchspiels verbunden. Sie lieferten wöchentliche Beiträge.

Am Pfingstsonnabend traf die erste Brodsendung in Torma ein und Aßmuth vertheilte diese Gaben christlicher Liebe unter herzlichem Gebet. — Im Juni hemmte eine große Dürre alles Wachsthum und machte die ohnedies schon Hungerleidenden ganz muthlos. Die Roggenfelder versprachen nichts, alle Hoffnung stand auf Sommerkorn und Gartenfrüchten und die litten nun an solcher Dürre. Als da während der Predigt am ersten Pfingsttag einiger Regen fiel, da dankte Aßmuth in der Kirche für diesen Regen und bat, Gott wolle doch seine heilige Pfingstsaat in der großen Hungers- und Krankheitsplage nicht fehlen lassen.

Die immer noch währende Krankheit seiner Frau vervielfältigte Aßmuth's häusliche und Schularbeit sehr, da sie ihm sonst geholfen hatte. Im Juni schien es der Kranken, sie müsse sterben. Aßmuth tröstete sie aus Gottes Wort und sie ward ruhig. Der Arzt gab immer Hoffnung und Aßmuth schrieb: „Der Herr gebe Gnade, daß wir stille halten, während er uns im Schmelztiegel schmilzt."

Etliche Zeit danach schrieb Aßmuth seinem Freunde: „Deine Verheißung: Der Herr muß Dir Alles schaffen, denn Er hat's verheißen, geht ganz herrlich in Erfüllung. Eben — Bruder — da ich dies schreibe, kommt meine Pauline ganz unerwartet, von meiner Schwester Luise geführt, durch die Thür meines Zimmers gegangen und setzt sich zu mir. Alle Leute und Kinder kamen zusammen und begrüßten sie mit Freudenthränen, die auch wir

Beide reichlich vergossen. Der Anblick der lieben Kirche und des grünbelaubten Gartens war ihr so süß, daß sie des Anschauens nicht müde wurde. Der Säugling lag auf meinem Schooß und lallte auch seinen Dank dem Erhörer unserer Gebete. Ja, wir sind ein glücklich Volk und wissen einander wahrhaftig nichts weiter zu wünschen, als daß wir an Ihm bleiben und uns an seiner Gnade genügen lassen."

Sie war indeß noch nicht genesen. Ihre Krankheit nahm eine andere Wendung. Sie bekam sehr lebhafte und ängstliche Träume, die auch im Wachen fortwirkten, so daß sie die Traumgestalten von der Wirklichkeit kaum unterscheiden konnte. Damit verband sich Gedächtnißschwäche und allerlei Täuschung der Gedanken. Doch dauerte dieser Zustand nicht sehr lange und sie genas allmählich, so daß Aßmuth's Wunsch und Gebet erfüllt ward und sie nach seinem Tode seinen Kindern eine treue mütterliche Stütze werden konnte.

Doch noch in der Zeit ihrer Genesung wurden drei Familienglieder von der Ruhr befallen. Aßmuth's Schwester, Emilie, die Tochter erster Ehe Elli, und der Sohn Eduard. Der Knabe ward bald besser. Mit den beiden Anderen mußte Aßmuth vom Tode reden und schreibt: „Meine kleine Herzens-Elli, die jüngste Tochter meiner seligen Auguste, freut sich zu Jesu und zu ihrer Mutter zu kommen. Doch habe ich noch einige Hoffnung, daß der Herr sie uns lassen wird."

Die Schwester Emilie verlangte das heilige Abendmahl und erhielt es. Aßmuth dankte dieser Schwester, die mit ihm nach Torma gezogen war und geholfen hatte nach dem Maaß ihrer Kraft die Kinder zu unterrichten, für ihre Liebe und Treue und bat sie wegen seiner Versündigungen gegen sie um Vergebung. Sie war gefaßt auf ihren Heimgang; mußte aber noch manchen Kampf durchmachen, ehe der Herr die müde Pilgerin in sein Reich im Himmel aufnahm. Sie starb in schweren Phantasieen und bewußtlosem Zustande. Wer sie kannte, erinnert sich ihrer edlen Gesichtszüge, des etwas scheuen Blickes, der eine lebhafte, aber in sich zurück gezogene, Verletzung fürchtende Seele verrieth! Sie war nun erlöst!

Elli genas, doch nur allmählig. Die selbst kaum genesene Frau ward recht sehr angegriffen durch alle diese Erfahrungen und durch die Pflege dieser Kranken, denen sie sich hülfreich erwies, während sie selbst doch noch hülfsbedürftig war. Aber Gott gab ihr die nöthige Kraft.

Aßmuth schreibt: „Ich bin oft wie überwältigt von der Last dessen, was nun seit dem Beginn dieses Jahres unausgesetzt auf mich und die Meinigen eindringt. Von allen Seiten wächst mir's über den Kopf. Es ist als ob die Zeit kürzer werde, je älter ich werde. Ich gönne mir beinahe keine Erholung. Heute warf ich mich dem Herrn zu Füßen und bekam wie gewöhnlich die Weisung, mir an seiner Gnade genügen zu lassen und es nicht besser haben zu wollen als Er, der Herr der Herrlichkeit es auf Erden gehabt hat. Oft höre ich im Nebenzimmer die

Meinigen gemüthlich und fröhlich plaudern oder ein Lied aus dem Gesangbuch singen und wäre so gern dabei. Oft höre ich die jüngeren Kinder zanken und unartig sein, was so leicht zu vermeiden wäre, wenn der Vater sich ihnen mehr hingäbe. Nun — wie Du willst, mein Gott, schenke mir nur mehr Geduld und Stille und nimm das alte, wallende und tobende Herz in Deine Gnadenhand und beschwichtige den Sturm, der sich immer wieder darin erhebt!"

Hiermit schließen wir, was wir in diesem Zeitraum über sein häusliches Leben zu sagen haben und wenden uns zu noch einer Erfahrung dieser Zeit, welche, an sich traurig genug, dennoch dazu dienen mußte, Aßmuth weiter zu fördern in der Erkenntniß dessen, was noth that.

VIII.

Noch ein Läuterungsfeuer.

Es gibt Ereignisse, bei denen man lieber das Angesicht in den Staub beugt vor Gott und — schweigt, aber betend sich an Den wendet, der das Haupt seiner Kirche ist. Wir würden auch jetzt von dem nun zu erwähnenden Ereigniß schweigen, wenn es nicht auf Aßmuth's innere Entwickelung von so entscheidendem Einfluß gewesen wäre, daß wir es nicht übergehen können, ohne eine Lücke zu lassen in der Darstellung seines Lebensganges. Nicht also um ein Urtheil zu fällen über die Sache, deren providentielle Seite sie zu den Zulassungen Gottes stellt, über die ein vollkommenes Urtheil den Menschen erst dann zusteht, wenn alle Folgen davon klar vor Augen liegen, sondern um unsres Freundes Entwickelung in dem letzten Theil seines Lebens, wie am Ende dieses zweiten Theiles besser zu verstehen, reden wir davon, soweit es ihn betrifft und er sich darüber ausgesprochen hat.

Schon 1840 kamen Aßmuth Gerüchte zu, daß im Lettischen Theile Livland's viele Letten zur Kirche des

Reiches übertreten wollten. 1841 nahm diese Bewegung unter den Letten zugleich den Charakter der Auswanderungslust an, für deren Befriedigung der Uebertritt unerläßliche Bedingung sein sollte. Im Jahr 1842 veranlaßte dieses Gerede auch schon mehrere Esthen, alle ihre Habe im Stillen zu verkaufen und sich auf die Wanderung in's Innere des Reichs zu begeben. Aber unterwegs ging es ihnen schlecht, sie kehrten um und waren nun erst in recht schwerer Lage. Es nahm aber nun das Gerücht die Wendung: die Leute müßten sich zum Uebertritt anschreiben lassen, dann würden sie freie Landeigenthümer werden. Einige esthnische Schulmeister, als des Schreibens Kundige, gaben sich zu Secretären her, duldeten in den geräumigen Schulstuben nächtliche, berathende Versammlungen und schrieben die Leute, welche es verlangten, auf. Im Jahr 1843 meldete der jetzt verstorbene Tormasche Küster, er habe in Dorpat einen russisch-orthodoxen Katechismus gesehen, der in's Esthnische übersetzt sei und man habe ihm gesagt, derselbe sei für die nur Esthnisch-Redenden griechischen Confessionsverwandten in den Grenzkirchspielen bestimmt.

Unter solchen Vorboten kam das Jahr 1845 heran. Während in diesem Jahr, wie wir gesehen haben, schweres häusliches Kreuz Aßmuth heimsuchte, dazu Hungersnoth, Seuchen, epidemische Krankheiten die Menschen und Thiere plagten, auch die herrnhutische Angelegenheit die Gemüther immer mehr in Anspruch nahm, traf bei Aßmuth die Nachricht ein von dem in Riga vollzogenen

Uebertritte mehrerer Letten zur griechisch-orthodoxen Kirche. Zugleich wurde ihm als gewiß bekannt, daß unbekannte Menschen beim Volke herumzögen und demselben ningema „Seelenland“ versprächen, wenn sie übertreten würden. In diesem Namen lag eine — wohl von Niemandem beabsichtigte — merkwürdige Ironie auf diese Verheißung. Später erkannten die enttäuschten Esthen das selbst und sagten: „ja Seelenland, sechs Fuß tief und zwei Fuß breit, das ist es, sonst nichts.“ Aber damals sprachen sie noch nicht so, sondern das Seelenland war das Ziel aller Wünsche. Obgleich auch Polizeiofficianten im Lande herumzogen, um diese Hoffnungen zu widerlegen, glaubte das Volk ihnen doch nicht, sondern das, was es wünschte.

Am 12. September wurde in Torma um den erweiterten Kirchhof eine Mauer gezogen, wozu ein paar hundert Arbeiter aus dem Kirchspiel versammelt waren. In den Freistunden im Kirchenkruge sprachen unter ihnen zuerst einige Tormasche Gemeindeglieder es aus, sie wollten sich zur russischen Kirche anschreiben lassen. Andere widerriethen es ihnen, sie aber antworteten: ja dann bekommen wir unser Land wieder oder wenigstens freies Land. Aßmuth erfuhr dies erst später, und hatte sich überhaupt durch die Erfahrungen dieses Jahres und seine ganze Stellung gewöhnt, alle Hülfe in Stillesein und Hoffen vom Herrn zu erbeten.

Am 26. September traf in Torma ein Befehl der damaligen Gouvernements-Regierung ein, welcher es ver-

bot, öffentlich oder privatim vor dem Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche zu warnen, widrigenfalls die Contravenienten dem Kriminalgericht übergeben und ohne Urtheil zum Schweigen gebracht werden sollten. Sofern man sich dabei auf das allgemeine Reichsgesetz berief, ließ sich darüber nichts sagen, aber daß das Gesetz auf den gegenwärtigen Fall angewendet ward, mußte das Gewissen der lutherischen Prediger sehr beschweren. Darum schrieb Aßmuth: „Da bis jetzt die Uebertritte nicht um des Glaubens willen, sondern nur in Hoffnung auf äußere Vortheile erfolgt sind, und da manche Bethörte sogar Verzweiflung über den gethanen Schritt empfinden, so ist es Gewissenspflicht, vor leichtsinnigem Uebertritt öffentlich und privatim zu warnen. Sollen wir nun Amtspflicht und Eid brechen, sollen wir der Obrigkeit ungehorsam sein? Da wird nur das Wort helfen: wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Herr erbarme sich unser und gebe uns feste Herzen und die nöthige Klugheit, wenn die Versuchung uns auch hier in unsern Gegenden erreicht."

Schon am 30. September bekam Aßmuth die Nachricht, daß Leute aus dem Filial zur griechischen Kirche übergehen wollten, und wieder einen neuen Grund vorgäben. Es wäre dann doch mit der Schulplage der Kinder aus, meinten sie. In der That vervielfältigten sich die Gründe zum Uebertritt auf merkwürdige Weise. Alles, was einem Menschen nicht nach dem Sinn war, wurde Grund zum Uebertritt. Es war eine Auflösung aller gottgewollten

menschlichen Ordnung in den Gemüthern, ein Zerreißen aller Bande, ein trauriges Treiben!

Aus Dorpat ward Aßmuth gemeldet: „Ein Wahnsinn hat die Leute ergriffen, und sie stürmen die Gelegenheit, sich anschreiben zu lassen. Sie nehmen keinen Rath an, weder vom lutherischen Prediger, noch von den Schulmeistern, noch von den herrnhutischen Diaconen und Vorbetern; selbst den russischen Geistlichen glauben sie es nicht, wenn diese es ihnen versichern, daß sie keine weltlichen Vortheile zu erwarten haben. Sie haben die fixe Idee, daß sie von ihren Gutsherrn loskämen, wenn sie sich bei der Krone anschreiben ließen.“

Aßmuth schreibt: „Gestern hatte ich meine Gehülfen beisammen und freute mich über den guten Geist derselben. Sie sahen in der Sache ein Strafgericht Gottes und eine Sichtung, darin die Verräther und Halbherzigen unter den Lutheranern in den Wahn hingegeben würden, weil sie der Wahrheit nicht geglaubt hätten. Heute haben wir ein doppeltes Kirchenfest gefeiert, das Erndtefest und die Einweihung des neuen Kirchhofs. Zur Erndtepredigt war der Text aus Jer. Klaglied, 3 sehr passend. Er gab Veranlassung zu zeigen, wie der Herr, unter dessen Strafgerichten wir Alle stehen (Hunger, pestartige Ruhr, Viehsterben und nun die Glaubensprüfung) sich aus Gnaden zu uns kehren werde, wenn wir uns nur von Herzen bekehren wollten, wie aber noch schwerere Strafen uns drohen, und wie er namentlich das Lebensbrod seines Wortes und der reinen Lehre uns wegneh-

men würde, so wie er das leibliche Brod uns genommen hat, wenn wir nach wie vor nach beiden Seiten hinken wollten. Ich habe lange keine so scharfe Predigt gehalten, wie diese, aber ich war in der Liebe und züchtigte mich mit, daher glaube ich, daß das Wort nicht vergeblich gewesen ist."

Aus den einzelnen Kirchspielen seiner Präpositur kamen Nachrichten von zunehmender Bewegung unter dem Landvolk. Ein ganz sonderbarer Antrag war dem Tormaschen Küster im Stillen gemacht worden, der ihn aber abgelehnt hatte. Am 16. October hörte Aßmuth, es wimmele bei dem russischen Geistlichen von sich meldenden Bauern, die vorläufig sich nur anschreiben ließen, wozu der Geistliche den Befehl erhalten zu haben aussagte. Auch Tormasche Leute seien hingegangen. „Als diese Nachricht mich traf, schreibt Aßmuth, da schnitt es mir tief in's Herz und meine Augen füllten sich mit Thränen. Mag es auch der Auswurf der Gemeinde sein, der so seinen väterlichen Glauben abschwört, es fand doch ein von ihrer Seite freilich loses Band zwischen ihnen und mir statt; bei all meiner tausendfachen Versäumniß habe ich sie doch Alle auf meinem Herzen getragen und dieses Band wird nun für immer zerrissen." Kurz darauf meldeten sich von einem Gute nahe bei der Tormaschen Kirche sechszig Familien, die Hälfte des Gebiets, zum Anschreiben und Uebertritt. Ganze Schaaren zogen nach dem russischen Dorfe Tschorna.

„Wann wird sich das Gewirre abklären, wann wird man erfahren, wie Viele wirklich übergegangen sind? Wie ist da eine genaue Kenntniß möglich? — Welchen Zeiten gehen wir entgegen? Es ist eine Auflösung aller äußern und innern Verhältnisse zu erkennen. Kein Vertrauen, keine Liebe, keine Scheu, leichtsinniges und brutales Wesen wird offenbar. Ach wie wehe thut das! Meine armen, verirrten und bethörten Leute!“ — Einer der Bauern hatte eine Art Anhänglichkeit für Aßmuth ausgesprochen und gesagt: nun, wenn die Heerde vorangeht, so wird der Hirte nachkommen und wir bleiben zusammen. Aßmuth sagt: „Was ist das für eine merkwürdige Verblendung! Wie arglos, wie kurzsichtig sind die Leute, denn Bosheit ist das nicht. Was für ein Erwachen aus dem Rausche und der Täuschung wird das geben! Ach, mein Herz ist zerrissen und ich möchte blutige Thränen weinen. Aber — mag Alles schwinden, Einer bleibt und mit Ihm doch Alles. Wir können darum doch mit Luther singen: nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben! So will ich denn auch Sonntag getrost Reformationsfest feiern und, was nachbleibt, zu stärken suchen, und so weiter, bis der Herr mich alten müden Knecht ausspannt und zu sich in die ewige Ruhe hinauf nimmt. — Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. So muß es denn auch mit dieser dunkeln Führung der Fall sein und es gilt glauben und nicht sehen. Mein Stolz auf meine

wackere Gemeinde soll gedemüthigt werden und mir soll nichts bleiben als Jesus allein."

„Gestern feierten wir das Reformationsfest. Es war ein schwerer Tag! Ich predigte zwei Stunden unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Gemeinde über Matth. 24, 11—13. Noch nie habe ich eine solche Predigt gehalten, wie sie mir da gegeben ward. Oft konnte ich vor eigner Bewegung und dem lauten Schluchzen der Gemeinde nicht weiter reden. Das Herz blutete mir, wenn ich bedachte, daß vielleicht gerade als ich meine bittenden Arme nach meinen verirrten Schafen ausstreckte, die ersten Tormaschen Gemeindeglieder in Tschorna ihren Glauben abschworen. Heute höre ich, daß es in der That geschehen ist, zuerst von einem Wirth und seiner Familie, der mir viel Herzeleid gemacht hat und den ich oft vergeblich ermahnt hatte, bis ich mich entschloß, einen Hausbesuch bei ihm zu machen, bei welcher Gelegenheit er mir gelobte, mit des Herrn Hülfe sein sündliches Leben zu bessern. Nun war er doch der Erste der unglücklichen „Letzten." In der Kirche war der Revers der Gemeinde mitzutheilen, den jeder Uebertretende zu unterschreiben oder mit drei Kreuzen zu bezeichnen hatte und worin er erklärt, daß er keine irdischen Vortheile erwarte. Bei Vielen hatte das gut gewirkt. Andere sagten: der Pastor hält es mit den Gutsherrn. Wir müssen uns zur Krone anschreiben lassen, sonst bleiben unsere Kinder ohne das Seelenland. Aßmuth sagt: „Wird das Volk seinen Glauben nun wirklich um eines Wahnes willen hingeben? Satan hat Men-

schen genug betrogen seit Anbeginn der Welt, aber irgend einen scheinbaren Preis haben die betrogenen Seelen doch immer erhalten. Unsere Esthen geben ihren Glauben hin für — nichts.“ Am 23. October erfuhr er, viele Leute hätten in Folge seiner Predigt ihren Sinn geändert, aber er sei auch verklagt worden wegen dieser Predigt.

„Der ganze Dörpt'sche Sprengel ist nun in die Bewegung hineingerissen. Ich habe dem Consistorio einen Bericht über das im Sprengel Vorgehende und namentlich über den Leichtsinn und die Unwürdigkeiten eingesandt, die beim Uebertritt von Seiten der Leute vorkamen. Die Annahme des griechisch-orthodoxen Glaubens ist den Leuten ein Privilegium zu allen möglichen Schlechtigkeiten und besonders zur zügellosesten Völlerei, welcher sich auch diejenigen jetzt hingeben, die bisher das Mäßigkeitsgelübde abgelegt hatten. (Solcher gab es im Kirchspiel nahe an 1000 Personen.) Sie prahlen: wer darf uns jetzt verbieten zu saufen? stoßen aber auch viel bedenklichere Drohungen aus.“

Die Anklage Aßmuth's war durch böswillige Gemeindeglieder veranlaßt, die nicht einmal selbst in der Kirche gewesen waren, aber ausgesagt hatten, er habe den griechisch-orthodoxen Glauben geschmäht. Er hatte sich darüber zu rechtfertigen und konnte es vollständig.

„Die Confirmanden dieses Herbstes habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß sie im Confirmationsformular gefragt würden, ob sie der evangelisch-lutherischen Kirche treu bleiben wollten. Nie zuvor war uns dieses Formu-

lar so wichtig gewesen, wie in dieser Zeit, und die Kinder verstanden es wohl, legten auch ihr Gelübde darauf ab."

In dieser Zeit fragte ein Vertreter der Brüdergemeinde, derselbe welcher (s. oben) jene Aeußerungen über die Unmöglichkeit der „idealen Vereinigung" der Pastoren und Diaconen gethan hatte, beim Propste Aßmuth an, ob er nicht in dieser bewegten Zeit die Erlaubniß bekommen könne, die Bethäuser — nur als Gast — zu besuchen, um die Leute im lutherischen Glauben (!) zu stärken. Aßmuth, der immer milde war, schreibt in Bezug auf dieses Anerbieten, daß ihm die Aufrichtigkeit dieses Antrags zweifelhaft sei und daß er doch fürchten müsse, daß sich an denselben ein Versuch zur Herstellung des ganzen alten Verhältnisses knüpfen möge.

Am 5. November meldet er, wie er im Filial eine große Beichtgemeinde vorgefunden, von der Mehrere schon angeschrieben waren, Andere übertreten wollten, Alle noch einmal, „zum letzten Mal" zum Abschied in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu empfangen gedachten. Es war eine ernste Stunde. Sollte Aßmuth diese Abfallenden zum heiligen Abendmahl annehmen? Er entschloß sich, jene Nachrichten zu ignoriren und mit Liebe, wo möglich, die Leute von ihrem Wahne los- und an ihren alten Glauben fest zu binden. Mit belastetem und betendem Herzen ging Aßmuth am Sonnabend zur Beichte in die Kirche. Die Beichtgemeinde war sichtlich ergriffen. Mit großer Festigkeit und Liebe hat

Aßmuth sie ermahnt. Ein Durchprüfen der Einzelnen war unmöglich. Am Sonntag beim Abendmahl glaubte Aßmuth es Vielen anzusehen, daß sie mit Freuden in der Prüfungszeit Stärkung im heiligen Abendmahl suchten, aber an den trüben, ja finstern und wirren Blicken Anderer zu erkennen, daß sie im Gewissen nicht unberührt geblieben waren von dem scharfen Worte: Einer unter euch wird mich verrathen! Es hatte dieses Abendmahl etwas an sich von dem ersten, wo die Jünger fragten: Herr, bin ich's, wo aber Einer nach dem Bissen hinausging, um bald zu thun, was er that.

Um diese Zeit stellte sich aber heraus, daß der thatsächlich Abgefallenen verhältnißmäßig nur Wenige waren, gegen die Zahl der Neugierigen und sich Meldenden gehalten. In einer Gehülfenversammlung begann Aßmuth die Abgefallenen zu zählen. Damals waren es ein hundert und fünfzig Seelen, einige Familien darunter, die zur Brüdergemeine gehörten, mehrere Männer ohne Frauen, Frauen ohne Männer, Eltern ohne Kinder, Kinder ohne, ja wider den Willen der Eltern. Mehrere waren schon untröstlich über ihren Uebertritt. Sie hatten sich — so arglos oder nur auf Landbesitz gerichtet war das Volk — gar nicht gedacht, daß sie ganz von ihrer Kirche würden getrennt sein. Nun sahen sie mit Schrecken, was geschehen war. Doch traten immer noch Viele über, so daß am Ende vier hundert Personen von eilf tausend gefirmelt waren. — Als 1846 im Januar durch Vermittelung des damaligen Thronfolgers, jetzt regierenden

Kaisers, für den Uebertritt die Einhaltung des Termines von sechs Monaten von dem Tage der Meldung an festgesetzt war, da hörte durch diese wahrhaft landesväterliche Verfügung das unüberlegte Lösen der alten Bande auf.

Zu wichtigen Betrachtungen, ernsten Sündenbekenntnissen, zu Rück- und Vorausblicken, zu Combinationen mancherlei Art hat dieses Ereigniß Aßmuth veranlaßt. Eines Wortes von ihm müssen wir hier zum Schluß gedenken, weil es uns einen Blick öffnet in die Wirkung dieses Erlebnisses auf Aßmuth's Entwickelung. Er schreibt: „Ich kann dennoch in diesem großen und betrübenden Abfall eine allmählige Auflösung unserer Kirche nicht angezeigt sehen. Noch ist der Geist Gottes nicht von uns gewichen. Im Gegentheil, unser allmächtiges Haupt hat ihn über sein verfallenes Zion wieder auszugießen begonnen. Die betrübenden Erscheinungen, welche wir erleben, fasse ich zum Theil auch als nothwendige Reaction gegen das wieder zu voller Macht gelangende Evangelium. Ich glaube, so wenig an ein Aufgehen unserer Kirche in die römische oder eine andere, daß ich vielmehr in jenen Erscheinungen ein Zeichen sehe, daß der alte Widersacher Gefahr wittert und das aufdämmernde herrliche Licht der Gnade Gottes bei Zeiten dämpfen möchte, ehe es ihm zu stark wird. Aber er wird sich hier, wie immer, verrechnen und gerade die Angriffe werden dazu beitragen, daß unsere arme von Innen und Außen verwüstete Kirche sich wieder zu dem Bewußtsein des Kleinods erhebt, das sie bis jetzt noch allein in der

reinen Lehre besitzt. So lange sie aus ihrer Festung, dem lautern Wort und Sacrament, sich nicht vertreiben läßt — und das hat sie bei allem theilweisen Verfall, dem Bekenntniß nach noch nicht gethan, so lange ist sie unüberwindlich und wird gewiß das Feld behaupten. Unsere durch Rationalismus und andere Irrthümer entweihte, aber wieder zur Besinnung kommende, prunklose, verachtete Kirche gleicht noch der Nachthütte in den Kürbisgärten und dem Häuslein im Weinberg; allein sie ist und bleibt die Bewahrerin der seligmachenden Wahrheit vom alleinigen Mittlerthum Jesu Christi, so daß sie in ihrer elenden Knechtsgestalt mir erst recht als die Braut Christi erscheint zu der Alle eher fallen müssen, als sie zu ihnen."

Wir hören aus diesem Worte herausklingen den Standpunct, wohin alles Bisherige zusammenwirkend Aßmuth geführt hatte und worin er noch weiter befestigt ward. Wir schließen hiermit den zweiten Abschnitt seines Lebens, denn vom Jahre 1846 an trat recht bemerklich diese Aenderung seiner inneren Stellung ein, durch die er, geläutert, der endlichen Erlösungsstunde entgegenreifte. Bevor wir ihn aber weiter begleiten, blicken wir noch einmal zurück auf die zweite Periode seines Lebens. Es scheint die Frage nicht unberechtigt, was fehlte diesem Leben noch, in welchem demüthige Buße, lebendiger Glaubenstrost, in dem Leid und Freude, Kampf und Sieg und treue Christenarbeit so reichlich zu finden ist?

Wir haben gesehen, wie er aus dem Rationalismus hineingezogen ward in den lebendigen Glauben an Christum und mit ganzem Herzen einging auf das Wort: wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht, wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wir haben aber schon in den einzelnen Abschnitten hingewiesen auf den pietistischen Charakter seines christlichen Wesens und Thuns. Das Wahre und Ewige darin haben wir nicht verkannt. Aber es ist auffallend, wie Aßmuth's Briefe in dieser Zeit so wenig sich mit der christlichen Lehre beschäftigen, wie wenig sie darin den apostolischen Briefen ähnlich sind. Immer ist ihr Inhalt das subjective Leben in Christo, ein paar Mal nur werden bestimmte Lehren genannt und dann auch nur ganz beiläufig. Daß Aßmuth's Leben ein so durchaus in Arbeit verlaufendes war, bewahrte ihn vor dem Versinken in das Gefühlswesen. Es ist anzuerkennen, daß seine Mittheilungen nicht schwärmerisch, daß sie im Verhältniß zu dem Wesen dieser Zeit nüchtern sind. Auch haben wir gesehen, wie Aßmuth doch immer mit Christo sich zusammenfand, wie seine Seele nicht fragend und zweifelnd in Ungewißheit hangen blieb, sondern sich bei jeder Lebensaufgabe so zu sagen abschloß in dem Ja und Amen des Glaubens.

Aber es zog sich doch durch diese Zeit seines Lebens ein unversöhnter Gegensatz zwischen irdischem und himmlischem Beruf, ein gewisses gesetzliches Fordern des Christenthums der Welt gegenüber, und ein Mangel an

durchgreifender Selbstzucht, nicht so sehr in Bezug auf die Sünde, wie der Pietismus sie erkannte, als in Bezug auf das Glaubensleben selbst. Auch dieses bedarf in uns der steten Zucht des Wortes Gottes, sonst ist es in Gefahr in Willkührlichkeiten zu gerathen und, wo nicht auszuarten, so doch zu kränkeln.

Bei den angedeuteten Mängeln konnte es nicht bleiben. Der heilige Geist führt sein Werk zum Ziele. Je lebendiger ein Pietist, wie Aßmuth, in Glaubensbeziehung zum Heil steht, um so mehr wird Gott ihn unter den inneren Wirkungen seines Geistes zugleich die objective Macht und Bedeutung seiner Gnadenmittel erkennen lassen, durch die jene Wirkungen bedingt sind und geordnet werden müssen. Je aufrichtiger die Einzelnen es mit Christo meinen, um so mehr wird Christus, nachdem er sich anfangs zu ihnen herabgelassen, sie zu sich emporheben, sich als den Herrn und Gebieter über ihre Gefühle und Gedanken darstellen, sie in die Herrlichkeit auch des dritten Artikels, in die Erkenntniß der objectiven Bedeutung seiner Kirche hineinführen, und darin sie zu dem rechten lebendigen und organisch das Leben durchdringenden Besitz der Offenbarung, zum Leben im vollen Offenbarungsreichthum und in der damit verbundenen heilsamen Zucht des heiligen Geistes bringen, darin das Wesen des Christenthums besteht.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Kirchenglaubens.

Für Zeit des Kirchenjahres.

In Deutschland hatte sich indeß, theils mit innerer Nothwendigkeit (s. Kahnis Protestantismus), theils auch zuerst in Schlesien im Gegensatz zu den Unionsbefehlen in Preußen, aus dem bisherigen chaotischen Christenthume durch Scheibel ein kleiner Theil lebendiger Christen dem geschichtlichen lutherischen Kirchenthume, insbesondere dem Bekenntnisse zugewendet. In Baiern war fast gleichzeitig ein gleiches Streben erwacht und durch die Nähe der römischen Kirche genährt und fand in der Harleßschen Zeitschrift für Protestantismus und Kirche ein überaus kräftiges, tief- und weitwirkendes Organ. Wenn auch mit unionistischer Tendenz, diente auch ferner Hengstenbergs Kirchenzeitung in weiten Kreisen dem Erstehen des confessionellen Bewußtseins. In andern Ländern Deutschlands bildete sich durch besondere kirchliche Streitigkeiten (Gesangbuch, Katechismus) jemehr und mehr der Zug aus zum Vollgehalt des Glaubens der Väter. Und es trug diese Bewegung in den meisten ihrer Organe noch so deutlich die Zeichen ihres Zusammenhangs mit der

früheren Zeit, daß man es ihr wohl anmerken konnte, daß sie kein gewaltsames Zurückgehen auf Veraltetes war, sondern das heilsordnungsmäßige Sich bewußt werden dessen, wovon man gefallen war und wohin man sich zurückwenden mußte, wenn man in den Bewegungen der Neuzeit festen Boden behalten wollte. Diese kirchliche Richtung mit ihrer wahrhaften Bußdemuth und mit ihrer kampfesmuthigen Glaubenszuversicht, mit ihrer Geisterprüfung, mit ihrem geschichtlichen und traditionellen Bestreben, und ihrer objectiven Gnadenmittellehre zeigte deutlich einerseits ihren Zusammenhang mit der früheren Zeit der Erweckung und andererseits ihren Fortschritt zu gedeihlicherem Kirchenbau. Sie ist auch jemehr und mehr anerkannt worden und hat eine große Aufgabe überkommen in dem Auflösungsprocesse, der das Uebrige ergriffen hat. Es ist eine schwere Arbeit, an der schon manche edle Kräfte sich verzehrt haben. Auf jedem Schritte merkt der Heimkehrende, wie sehr vergeudet das väterliche Erbtheil war. Die geschehene Sünde des Abfalls vom väterlichen Glauben schmerzt tief und der durch sie herbeigeführte Zustand hindert selbst den Bußfertigen vielfältig. Dazu kommt, daß alle Bestrebungen auf diesem Gebiete an zwei Bollwerken immer wie gelähmt zurückprallen. Das eine ist die Unfreiheit der Kirche und ihr Gebundensein an das Staatskirchenthum. Das andere ist „der Mangel an Leuten", über den schon Luther manchmal klagte. Was Letzteres betrifft, so ist durch den Rationalismus eine inwendige Zerstreuung der Heerde

geschehen, wie sie grauenvoller nicht sein kann, und der Pietismus hat sie nicht sammeln können. Jetzt lassen sich die Leute es wohl gefallen, daß durch die Bedeutung der Taufe jene scharfe Scheidung gefallen ist, welche der Pietismus setzt zwischen Kindern Gottes und Kindern der Welt. Sie kommen wieder mehr in die Kirchen und erkennen mehr die Wichtigkeit der Sakramente, aber der eigentlichen Zucht des heiligen Geistes durch das Wort sind und bleiben sie noch entfremdet. Und auch die Diener am Worte sind oft noch nicht recht geschickt, das Amt des neuen Testamentes zu führen, indem sie den Reinigungsproceß der Weiterentwickelung zum kirchlichen Glauben noch nicht vollständig durchgemacht haben und daher ohne ihr Wissen und Wollen noch mit manchen Irrthümern und Schwachheiten der früheren Zeit verflochten sind. Was aber das Staatskirchenthum betrifft, so verkennen wir zwar nicht, was die Kirche ihm durch Gottes Gnade zu verdanken hat, dennoch aber wäre wohl zu wünschen, daß die Leitenden bei Zeiten erkennen möchten, was zum Frieden dient. Denn wenn Gott der Herr seiner Kirche nach einer Weile nothwendigen inneren Baues wieder die Stellung geben will in der Welt, die ihr nach ihrem Wesen zukommt, eine Stellung, deren Verlust die traurige Folge ihrer allmähligen Vergesetzlichung war, und deren Wiedererlangung in rechter tiefer und freier Weise die nur langsam zu lösende, vielgestörte Aufgabe der Reformation geworden ist, und wenn die Leiter der Staaten solche Absicht Gottes verkennen sollten, so wird Gott seinen

Willen wohl ohne sie ausrichten, aber nicht auf dem Wege des Friedens. Schon steht die Macht da, gegen welche die Kirche betet, wenn sie um Segen bittet für alle Könige und Obrigkeiten und für ihre Herrn, und um ein geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Wenn sich die gottgeordneten Häupter nicht ein wachsam Auge und alle Willigkeit erhalten für Gottes Willen, so wird Gott den Satan brauchen zu einem Werke der Zerstörung, wie es in solchem Umfange noch nicht gewesen ist auf Erden. Aus diesem wird dann der neue Bau erstehen, wie aus dem Tode das Leben.

Jedenfalls aber muß, wer da arbeitet am Hause Gottes, sich viel Geduld der Heiligen erbitten, und Alles dahin richten, daß der inwendige Bau durch die rechten Mittel geschehe auch in schwerer Zeit. Denn wenn die Rückkehr zum Kirchenglauben nicht fortwährend geschieht durch die lebendige Buß- und Glaubensarbeit des heiligen Geistes, wenn wir die erste Liebe verlassen, die immerhin ein Schmuck war des Pietismus, so ist es keine leere Befürchtung, daß todte Orthodoxie das lebendige Leben zur Erstarrung bringen und sodann die Kirche der blutigen Macht überliefern werde, welche nicht eher ruht, als bis sie über alles Göttliche das „kreuzige" gerufen und vollzogen hat.

Doch, selbst wenn es so käme, bliebe die Bewegung zum Kirchenglauben, wie unsere Zeit sie erlebt, eine purlautere Gnade Gottes, zu deren Betrachtung im Leben Aßmuth's wir uns nach diesen allgemeineren Betrachtungen

wieder wenden. Doch müssen wir noch einiges Allgemeine aus Livland vorausschicken.

Wir haben aus dem Bisherigen in Aßmuth's Leben die Führungen erkennen können, durch welche der barmherzige Gott seiner Kirche in diesem Lande zu immer gesunderem Leben und Bestehen verhelfen wollte. Es war zuerst der heilsame Einfluß der Synoden seit 1834. Auf diesen Synoden sahen es die Prediger des Landes mit Augen, daß sie eine Gesammtheit bildeten. Dadurch schwand das Gefühl der Vereinzelung, und die Gesammtheit hob den Einzelnen und stellte ihn doch zugleich unter die Controle des Ganzen. Die Synoden traten zu rechter Zeit ins Leben, um der Verwüstung durch den Rationalismus und um dem Subjectivismus der Pietisten ein Ende zu machen. Es kamen da die Einzelinteressen und Richtungen zum Austausch, zur Sonderung, zum Kampfe und endlich zu immer weiter gehender Einigung. Da versuchte zuerst noch der alte Rationalismus die leitende Macht zu werden und riß sie mit ziemlich plumpem Griff an sich. Aber von anderer Seite wurde diesem Griffe ein blanker Schild entgegen gehalten, an dem die Faust gelähmt herabsank. Das Verdienst der gewandten und energischen Leitung dieser Opposition gebührt namentlich dem Professor der Theologie und früheren Pastor Dr. Julius Walter. Hernach traten sich christlich-wissenschaftliche und pietistische Interessen gegenüber und führten längere Zeit tiefer gehenden Kampf gegen einander. Aus demselben bildete

sich ein Suchen und Ahnen objectiver kirchlicher Wahrheit heraus. Diesem kam als ein Wegweiser zu Hülfe der gleich zu Anfang beginnende Kampf gegen das herrnhutische Wesen im Lande.

Als es endlich galt, in diesem Kampfe die rechten Principien erkennen und die rechten Waffen führen, da erscholl zur rechten Zeit klar und bestimmt und im Bewußtsein lebendigen Gegensatzes gegen alle Schäden der Zeit von der theologischen Fakultät in Dorpat her die uralte kirchliche Wahrheit und ward bald von der Synode willkommen geheißen als das Heilmittel der Kirchenschäden. Jener Wahrheit in großer Treue, mit allem Ernste und aller Energie in ihrem nächsten akademischen Berufe, aber auch nicht minder auf den Synoden gedient zu haben, bleibt das große Verdienst des Professors Dr. Philippi und des bald ihm zur Seite getretenen Professors Dr. Harnack, Männer deren Andenken gesegnet bleiben wird in Livland, wenn sie selber auch nicht mehr auf Erden wallen.

Als nun die nie fehlende Trägheit und Sicherheit auch noch dessen bedurfte, daß man in die aufs Neue verkündigte Wahrheit hineingegeißelt würde, da hat Gottes Weisheit jenes „Läuterungsfeuer“ zugelassen, den Uebertritt so vieler von dem lettischen und esthnischen Landvolke (den sogenannten „Nationalen“) aus der lutherischen Kirche in die Kirche des Reichs. Dieses hat in der That, so traurig es an sich war, und so vielen Einzelnen es einen unermeßlichen Schmerz ins Leben ge-

bracht hat, dazu gedient, alle Nationalen und alle Deutschen im Lande, welche Sinn hatten für die Zeichen der Zeit, erkennen zu lassen die Unzulänglichkeit des nur subjectiven Christenthums und sie empfänglich zu machen für den rechten Kirchenglauben.

Es war um diese Zeit, daß zu den obengenannten Factoren einer neuen Zeit noch überaus segensreich ein Büchlein aus dem Auslande hinzukam, das, mag es selbst vergessen werden, doch bleibende Wirkungen hervorgebracht hat, weil es eine Blüthe dieser Kirchenzeit war, deren Frühlingsduft ein Geruch des Lebens zum Leben für Viele wurde. Es waren Löhe's drei Bücher von der Kirche. Wir wissen unter vielen Anderen von Einem, der es uns selbst bekannt hat, daß er im Jahre 1845 an den längst verbrauchten subjectiven pietistischen Gedanken und Gefühlen sich immer noch müde arbeitete, in die Lehre von der unsichtbaren Kirche, wie sie dem Pietismus zum Grunde lag, wie in eine Wüste hineinsah und fast sterben wollte im schlimmsten Sinne. Da besuchten ihn zwei liebe Freunde in den Sommerferien 1845, brachten Löhe's Buch mit und lasen es mit ihm. Das war wie Thau der Morgenröthe auf das sieche Herz. Da sah er, zuerst noch wie im Traum, dann immer mehr erwachend, Zions Mauern und Thore sich erheben, und die Kirche unter den Kirchen, mit ihren unverfälschten Gnadenmitteln, mit ihrem schriftgemäßen Bekenntniß, ihrer Predigt, ihrem Katechismus, ihrer Seelsorge, ihrer Liturgie, endlich mit ihrer Hoffnung stand

da vor seinem erfreuten Blick. Er wußte nun wieder, wozu er lebte.

Es war eine wichtige Zeit! Vielleicht hat Livland keine wichtigere erlebt in kirchlicher Beziehung. Nehmen wir aber die Zeit aus, wo das Land zuerst der Reformation Luther's sich zuwandte, so müssen wir doch sagen, daß die Zeit von 1834 bis jetzt eine innerlich viel tiefer bewegte, eine viel mehr organisch in das Gesammtleben eingreifende gewesen ist und viel mehr das inwendige Walten des Geistes Gottes, das heilsökonomische Bauen desselben erkennen läßt, als jene Zeit, wo namentlich den Nationalen gegenüber ein ziemlich mechanisches Verfahren scheint beobachtet zu sein. Es lebte sich der alte Rationalismus nun aus. Die pietistische Form des christlichen Glaubens und Lebens, welche jenem gefolgt war, alles nur subjective Wesen reichte nirgends mehr aus, war nicht lebensfähig und kräftig den Erlebnissen und Mächten gegenüber, welche die Zeit bewegten. Wo jenes subjective Wesen der neuen Bewegung gegenüber dennoch festgehalten wurde und wird, da nimmt es entweder die Gestalt des Antichristenthums entschieden an, oder es muß sich auf die Seite schieben lassen von der mit unaufhaltsamer Kraft ein Neues pflügenden Lebensentwickelung, welche weiter dringt zu höheren von Gott gesetzten Zielen, und dient höchstens dazu, dem erwachten Kirchenglauben mit sterbender Stimme ein memento mori zuzurufen.

Wer Tieferes und Eingehenderes, als wir hier zu geben vermögen, über dieses Erstehen der lutherischen Kirche in Livland wie überhaupt lesen, wer die Gestalt der lutherischen Kirche in jener Zeit genauer erkennen will, den verweisen wir auf das Vorwort zu Professor Harnack's Schrift: „die Grundbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche Dorpat 1845“; ferner auf Hesselberg's Buch: Tertullian's Lehre 1. Theil Dorpat 1848; auf von Engelhardt Val. Löscher Dorpat 1853. Und wer recht unmittelbar das Bild des damaligen Lebens der Kirche anschauen will, der lese Harnack's zwölf Predigten, Christiani's Predigten und dörpt-esthnisches Gesangbuch und Hesselberg's „Stimmen evangelischen Trostes,“ diese Hohenlieder der erwachten Braut Christi in Livland.

Das sind die Führungen Gottes gewesen, die auch auf Aßmuth's Entwickelung in ihrer letzten Zeit eingewirkt haben. Sie alle führten zu Einem Ziele, und daß Aßmuth's Leben auf Erden dieses Ziel erreichen konnte, wenn auch mit einem letzten Kampf, das ist ein Beweis für die Treue der erziehenden Gnadenhand, die ihn erfaßt hatte und nicht eher losließ, als bis sie den treuen Knecht noch auf Erden mit ihrem besten Segen gesegnet hatte.

Wie aber sein Uebergang aus der rationalistischen in die pietistische Richtung ein langsamer war, so war der Uebergang aus dem Pietismus zum gesunden Kirchenglauben noch langsamer. Wir begegnen überall noch der Macht der alten Gewohnheit, der alten Vorstellungen

und Gefühle, in seinen Predigten, in der Lehre, im Umgange, in seinen Briefen. Auch war es eine andere Sache mit dem Heraustreten aus dem Rationalismus als mit dem Heraustreten aus dem Pietismus. Dieser enthielt viel mehr Elemente der Wahrheit, die festzuhalten waren. Diese sollten nur sich zusammenfassen lassen in das Bekenntniß und den Gesammtglauben der lutherischen Kirche und sich hiernach im Einzelnen bestimmen lassen. Die Uebermacht aber des subjectiven Fühlens, das zur Norm, zum Maß, gelegentlich auch zur abschneidenden Scheere für das Object des Heils gemacht war, sollte sich zurückziehen und fügen in das rechte von Gott allen Seelenkräften des Menschen im Gehorsam des Wortes angewiesene Maß hinein. Die einseitig und schwärmerisch behauptete Lehre von der unsichtbaren Kirche sollte weichen der Anerkennung der Sichtbarkeit der evangelisch-lutherischen Kirche und ihrer besondern Aufgabe in der ganzen Christenheit und in der Welt. Alle längst schon festgestellten Glaubenslehren des lutherischen Bekenntnisses rückten mit Macht in das Leben der Christenheit hinein und durften nicht mehr, wie bisher, mit Indifferenz behandelt, sie mußten in ihrem Zusammenhang, in ihrer Bedeutung und ihrem Ansehen wieder anerkannt, und als norma normata des Glaubens und Lebens angenommen werden, damit auf dieser alten Grundlage sich der von Gott beabsichtigte Neubau erhebe, während alles auf den Sand Gebaute einem unvermeidlichen Umsturz anheim fallen mußte.

Wer nun hierin nicht Romanismus und Papstthum, sondern einen nothwendigen Fortschritt kirchlicher Entwickelung sah, wer sich nicht in autonomischer Subjectivität anbäumte gegen den Zügel der objectiven Macht, die in Gott und seiner Offenbarung liegt, also auch in der Kirche zur Geltung kommen muß[1], der ging, wie Aßmuth, demüthig und treu auf die erkannte Wahrheit ein, hatte aber noch viel mit der langen Gewohnheit des Pietismus zu kämpfen, ehe er dahin kam, dem neuen

[1] Wir wissen wohl, daß diesem Worte widersprochen wird und daß man dagegen sich namentlich auf die Entwickelung beruft, die der Protestantismus genommen hat, welcher Entwickelung gemäß zwischen christlicher Kirche und christlicher Gesammtbildung ein Unterschied gemacht wird. Man sagt: „die philosophische, die dichterische, die staatliche Entwickelung, welche sich des Völkerlebens bemächtigt haben, und in das enge Maß der kirchlichen Bekenntnisse nicht hineinpassen; diese Entwickelungen sind deshalb doch nicht unchristlich." Man fragt: „wollt ihr das Alles hinausweisen, weil es in die Kirche nicht paßt? Soll alles Leben an dem Richtscheit der reformatorischen Bekenntnisse gemessen und gerichtet werden?" In dem Allen, wir können es nicht leugnen, scheint uns der endliche Schluß zu liegen: „fügt sich die Kirche uns nicht, so verlassen wir sie." Bunsen hat gezeigt, daß Japhet der Lehrmeister und Umbildner Sem's ist. Die Kirche ist semitisch, heilige Schrift, Kirche, Bekenntnisse, müssen japhetitisch umgestaltet werden! — Aber als der Semit Jesus von Nazareth vor dem Japhetiten Pontius Pilatus stand, da ist schon Alles vorgebildet, was hernach geschah und geschehen wird! Wir sagen darum, die Kirche verdammt nichts, als die Sünde und die sündliche Zuchtlosigkeit und Autonomie des Menschengeistes, denn Gottes Wort muß die sündige Welt überwinden. Wir verkennen nicht das reiche Menschenleben, welches in Philosophie, Dichtkunst, Politik u. s. w. sich

Princip seine Consequenz nach allen Seiten hin einzuräumen. — Das ist aber eben das Köstliche in dieser letzten Lebenszeit Aßmuth's, daß wir hier einen, immer zunehmendem Siechthum des Leibes verfallenen Mann geistig immer mehr genesen sehen, daß in der zerfallenden Hütte der Bau aus Gott sich siegreich erhebt, daß Gott hier in dem Schwachen so mächtig ist und ihn zu der Entscheidung treibt, die sein gebrochenes leibliches Sein, sein natürliches Temperament und Wesen weit überwin-

entwickelt hat. Bücher wie Kahnis Geschichte des deutschen Protestantismus, Vilmar's Literaturgeschichte sind deß Zeugniß und haben Wesentliches zur Würdigung jener Erscheinungen beigetragen. Aber wir überschätzen jene Erscheinungen nicht. Wir bitten Gott, auch diese Entwickelungen dienstbar zu machen seinem Reiche, und wissen, daß es schon geschehen ist. Vilmar in seiner hoch zu preisenden Literatur-Geschichte, S. 624 bis 629, zeigt uns, wie es geschehen ist und noch geschieht, mit Worten, die ihm die ewige Wahrheit und Liebe selbst in's deutsche christgläubige Herz gegeben hat (s. auch Kahnis: der innere Gang des deutschen Protestantismus und Martensen Dogmatik. Kiel 1850. S. 336). Was aber dazu sich nicht hergeben will, wird vor jenem Tage nicht bestehen. Der Sohn Gottes ist nicht gekommen in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer nicht an den Sohn Gottes glaubt, der ist schon gerichtet! — Wie Er war, als er in Knechtsgestalt wandelte auf Erden, so soll seine Kirche auch sein bis an's Ende. So ist sie Pfeiler und Grundveste der Wahrheit. Das ist ihr Beruf. Und je bewußter und fester sie an diesem hält, desto mehr wird sie ihn erfüllen und alles Leben Dem dienstbar machen, der alles Lebens Quelle und Ziel, alles Lebens Versöhner und Heiland, alles Lebens Umbildner und Neuerbauer ist.

det und ihn in vollkommenem Gehorsam dem Herrn und seinem Worte unterwirft.

Es änderte sich in der bisher beschriebenen Lebensweise in dieser letzten Zeit seines Lebens wenig oder nichts. Er predigte, so oft es irgend ging, er hielt Lehre, Schulmeisterconferenzen, visitirte die Schulen, besuchte die Kranken, hatte manches nicht leichte Propstgeschäft, benutzte die Gelegenheiten zur speciellen Seelsorge, unterrichtete seine Kinder, besorgte seine Wirthschaft, wobei sein treues Weib ihm fast über Vermögen behülflich war, besonders da in dieser Zeit die Besuche im Hause nicht ab, sondern zunahmen und sie manchmal wochenlang über dreißig Personen zu besorgen hatte, noch außer der Sorge für das große Dienstpersonal. Auch in dem alten Hauskreuz, der Krankheit, blieb Alles wie früher, nur ward seine eigne Krankheit immer ärger.

Sehen wir ihn in diesem Zeitraume zuerst im Februar 1846 am Sonntag Sexagesimä auf der Kanzel. Das Evangelium vom Säemann und mancherlei Acker hat für ihn eine neue Bedeutung gewonnen, denn das Wort Gottes selbst ist ihm viel wichtiger geworden, als es früher war. Er hat es früher hochgehalten, aber doch mehr gebraucht im Dienst seiner eigenen Gedanken von nothwendiger Erweckung 2c. Jetzt stellt er die Wirkungen dem Worte selbst anheim und hebt die Herrlichkeit und Macht dieses Wortes mehr hervor, seine keimkräftige und fruchttreibende Natur, und die Erfahrungen, die das Wort machen muß auf dem viererlei Acker. Aber, als er von

diesem reden muß, da fällt seinem liebenden Vaterherzen ein, daß vor zwei und zwanzig Jahren er dasselbe Evangelium verlesen hatte, nachdem ihm unmittelbar vorher sein ältester Sohn geboren war, dem er nun im Stillen inbrünstig vom Herrn erbittet, daß doch auch sein Herz zum guten Lande werden möge.

In demselben Jahre wird ihm gemeldet, es habe Jemand in Dorpat gesagt: die stellvertretende Gerechtigkeit Christi kommt uns nur insofern zu gut, als unser Glaube sich in der Heiligung bethätigt. Aßmuth sah in diesem Worte die freie Gnade Christi abhängig gemacht vom menschlichen Verhalten, gab zwar zu, daß der Mensch, ohne gläubiges Eingehen auf die Gerechtigkeit Christi sich um dieselbe bringe, aber behauptete doch, daß solches Eingehen auf die Gnade immer erst durch diese gewirkt werde, man also nicht zuerst fordern dürfe: glaubet, heiliget euch, dann werdet ihr gerecht, sondern sagen müsse: ihr seid schon gerecht gemacht vor Gott, darum glaubet und lasset euch heiligen. Von diesem Gesichtspuncte aus gab er jenen Satz nicht zu und predigte Pfingsten über den Spruch: also hat Gott die Welt geliebt 2c. mit besonderer Kraft von der vollkommenen Liebe Gottes zur unheiligen Welt.

Vom ersten Advent dieses Jahres schreibt er: „An diesem Tage übermannte mich auf der Kanzel das niederdrückende Gefühl meiner Unwürdigkeit und meiner tausendfachen Verschuldungen vor dem Herrn dergestalt, daß ich eine Zeitlang vor Bewegung kein Wort heraus-

bringen konnte. Was werden wir in dieser stürmisch bewegten Zeit, bei den äußeren und inneren Bedrängnissen der Kirche in diesem neuen Kirchen- und Gnadenjahr erleben? Nun — es ist auf jeden Fall ein Jahr der Gnaden und Immanuel heißt Gott mit uns! Er wird und kann die Seinigen nicht verlassen. Sind wir auch wie eine Nachthütte, sein Zion muß doch bestehen und das Uebrige in Israel selig werden." Dieser Glaube erwies sich auch kräftig zunächst in den Störungen, welche seine Krankheit ihm in sein Predigen brachte. Täglich hatte er in dieser Zeit sehr angreifende Nervenkopfschmerzen und Blutspeien und in der Nacht keinen Schlaf. Zum zweiten Advent dieses Jahres mußte er nach seinem Filial Lohhusu fahren. Er schreibt: „Sonnabend fühlte ich mich schon unterwegs am Magen krank. Bis zwölf Uhr Nachts hatte ich mit Leuten zu thun. Nachdem meine Magenbeschwerden mich endlich hatten einschlafen lassen, erwachte ich nach ein paar Stunden mit einer sehr gepreßten Brust und fühlte, schon ehe ich Licht anschlug, an der Wärme, daß mir wieder das Blut aus der Brust in den Mund hinaufstieg. An Schlaf war nicht mehr zu denken. In der Kirche ging es bei der Beichtrede und bis zur halben Predigt gut. Da kam aber das Blut wieder. Ich konnte unmöglich sogleich pausiren oder aufhören, und indem ich immer sprach, besann ich mich unter Gebet, was nun zu thun sei. Da hörte das Blut allmählig auf und als ich eben so weit war, daß ich ein schickliches Ende hätte machen

können, trat der alte Schleimauswurf an die Stelle des Blutes, so daß ich nun den Gottesdienst, freilich mit einiger Beschwerde, unverkürzt beendigen konnte."

Aber auch anderen Störungen gegenüber behielt er seinen treuen und getrosten Muth zu seinem Werke. Am vierten Advent z. B. waren Leute aus dem Filial zur Communion nach Torma gekommen. Aßmuth schreibt: „Diese rohen Waldmenschen drängten sich, da es schon spät geworden war, so an den Altar heran, daß ich sie mehrere Male berufen, und als das nicht half, eine laute und gründliche Ermahnung an sie richten mußte, wobei ich ihnen erklärte, daß ich aufhören würde, das heilige Abendmahl auszutheilen. Das half wenigstens etwas. Als ich vorher auf der Kanzel mich stark gegen die immer mehr einreißende Völlerei erklärte und die Gemeinde aufforderte, ihr Weihnachtsfest durch Entsagung des Greuels zu feiern, war eine murrende Bewegung unter den den Altar umgebenden Filialleuten zu bemerken. Da wiederholte ich aber meine Erklärung gegen das Branntweintrinken, zwar in Liebe, aber noch viel bestimmter und feierlicher, denn ich hatte gehört, es sei im Kirchspiel das Gerücht in Umlauf, ich dürfe jetzt nichts gegen das Branntweintrinken thun, aus Furcht, die Leute dadurch unserer Kirche abtrünnig zu machen."

Er begann im Jahre 1847 Sonnabend Abends eine Stunde zu halten, darin er den versammelten Leuten Mittheilungen aus dem Reiche Gottes machte, wodurch er die Einsicht in das Wesen dieses Reiches vermehren

und die herrnhutisch engbegrenzten Vorstellungen des Volkes erweitern wollte. Manche Freude brachte ihm diese Stunde, aber weil ihn die Arbeit am Sonnabend Abend doch zu sehr angriff, mußte er sie bald wieder aufgeben. Immer mehr fühlte er den hemmenden Einfluß seiner Kränklichkeit. Bei Austheilung des heiligen Abendmahls mußte er sich wegen starker Gichtschmerzen im Arm von einem Kirchenvormund den Wein eingießen und den Kelch zur weitern Austheilung darreichen lassen. Viermal mußte er dennoch während der heiligen Handlung sich zum Ausruhen auf einen Stuhl setzen, der dazu in den Altar gebracht war.

Bei den sonntäglichen und sonstigen Ermahnungen war er jedes Mal in Schweiß gebadet und mußte die Wäsche wechseln, was außerdem alle Morgen wegen des Schweißes geschah, den der halb- oder ganzstündige Hustenkrampf ihm auspreßte. Bei solchen Ermahnungen, wenn sie Buße und Sündenbekenntniß zur Folge hatten, wendete er seit dem Jahre 1847 oft die kirchliche Absolution an, auch wenn kein Abendmahl folgte, und dies diente ihm in Bezug auf sein Amt, und gewiß auch den Leuten, zu großer Glaubensstärkung.

Mit den Confirmanden kam er auch zu einem gesunderen und förderlicheren Verfahren. Er schreibt: „Weinen möchten sie vor allen Dingen, und da sie nun glauben und danken sollen, wissen die armen Dinger gar nicht, wie ihnen zu Muth ist. Aber man muß Ernst machen mit dem Glauben. Ich habe bemerkt, daß sie

trotz aller Gegenwirkung immer weinend kommen, so lange sie noch nicht in die Brüdergemeinde aufgenommen sind. Ist das geschehen, so hört alles Weinen von selbst ganz auf. Ich habe darum in einem ganz anderen Tone mit ihnen geredet. Kommen sie mit ihren beständigen Klagen, so frage ich sie und auch die schon Confirmirten, ob sie sich's vorgenommen haben täglich in Gottes Wort zu lesen, ob sie diesem ihrem Gelübde in der Confirmation nachkommen wollen oder nachgekommen sind. Ich sage ihnen: Gebet an, was ihr gelesen, was ihr verstanden habt. Wie wichtig, ruft er aus, wäre es, mit allen Confirmirten von Zeit zu Zeit Katechisationen zu halten!" — Wir können nicht angeben, ob er dies gethan hat oder nicht. Ist es aber nicht geschehen, so war wohl seine Kränklichkeit und die Ueberladung an anderweitigen Arbeiten am Sonntage die Ursache davon. Es sind in der That nicht geringe Schwierigkeiten sowohl von Seiten der übrigen Arbeiten des Pastors, als auch von Seiten der zu katechisirenden Volksjugend dabei zu überwinden, da sie besonders im Sommer immer zur Arbeit gebraucht wird und sich also selten vollzählig einfindet. Hier sind die perennirenden Katechisationsfahrten der Pastoren am Freitag oder Sonnabend eine wesentliche Hülfe, die aber Aßmuth jetzt auch nicht mehr einführen konnte.

Da es in dem volkreichen Kirchspiel auch Arme genug gab, so hatte er schon vor vielen Jahren eine Armencasse aus freiwilligen Beiträgen eingerichtet, daraus

er drei Mal im Jahre den Armen Gaben austheilte. Sonntäglich brachte die Gemeinde ihre Beiträge, die Aßmuth aufzeichnete und der Gemeinde bekannt machte. Dies war die einfachste, und wenn man sie mit dem Vereinswesen vergleicht, auch kirchlichere Anfangsform für diese Sache, da jede Gemeinde die Armenpflege für eine Gemeinpflicht ansehen soll und sich nicht auf Vereine verlassen darf. Freilich ward eine eigentliche Armenpflege, wie sie von Gemeinde-Diaconen ausgehen müßte, so noch nicht erreicht. In dem schweren vierten Decennium unseres Jahrhunderts gab es, wie wir schon sahen, der Armen noch viel mehr, als sonst. Auch steigerten sich im Jahre 1846 bis 1850 die Armengaben bedeutend. Nicht weniger als 135 Rubel S. M. kamen jährlich ein, nur von der esthnischen Gemeinde, was mit Rücksicht auf die Freiwilligkeit und auf die sonstige Belastung der Gemeinde zu andern Zwecken, immerhin anzuerkennen ist. Aßmuth hatte die Armen nach ihrer Bedürftigkeit in Classen getheilt und vertheilte die Gaben danach. Einmal, 1847, als Aßmuth gerade seine Armen vor sich hatte und im Stillen sich selbst schalt, daß er dem Herrn nicht demüthiger und geduldiger an diesen Bettlern diene, trat der Kirchenkrüger mit einem Kasten zu ihm und sagte, der sei ihm aus St. Petersburg als Geschenk für den Pastor zugesandt. Es fand sich darin ein Christuskopf mit der Dornenkrone in goldenem Rahmen, dabei zwei weiße mächtige Altarkerzen. Zwar erwies es sich hernach — wenn wir nicht irren — als

Irrthum, daß das Bild dem Pastor bestimmt war, aber in Aßmuth's Herzen hatte der Anblick des Bildes sogleich eine Wirkung wie der Blick des Herrn auf Petrus. Sein menschlicher Unwille über die oft allerdings schwer zu tragende Art der Armen, mußte der Buße darüber und dem Andenken dessen weichen, der arm und der Armen Geselle wurde, um uns reich zu machen an himmlischen Gütern.

Im Ganzen entging es Aßmuth nicht, daß es geistig genommen eine schwere, und neben viel Erfreulichem, doch auch betrübte Zeit war. Er sah ja „von oben nach unten und von unten nach oben und von allen Seiten das Böse mit besonderer Macht herein brechen" und sagte: „Dieser Anblick könnte mich fast bewegen, die Ansicht Hengstenberg's zu theilen, daß das tausendjährige Reich mit Karl dem Großen begonnen habe und seit Ende des vorigen Jahrhunderts zu Ende sei. Satan ist ja jetzt in den Revolutionen, in der Philosophie, in den Secten, im gewöhnlichen Leben, in allen Ständen und Berufsarten so mächtig, überall sieht man seine Waffen so viel deutlicher als früher. Es scheint wirklich, als sei er bisher gebunden gewesen und nun wieder losgelassen."

Dabei kam ihm die Frage, ob er denn seine Kraft vergeblich verwendet habe, ob seine bisherige Wirksamkeit eine verlorene sei? Und diese Frage erhielt um so mehr Gewicht, je mehr er erkannte, daß er zu wenig gestanden und gewirkt habe im Geiste der Apostel und Väter, mehr im Dienste des frommen Subjectivismus

seiner Zeit. Es hat ihm manchen Schmerz gebracht, den er auch gegen Andere in vertraulicher Stunde aussprach. Doch nie fehlte ihm der Trost des Glaubens. „Was willst Du sagen," schrieb er einem jüngeren Amtsbruder. „Wenige Jahre der Wirksamkeit liegen hinter Dir, viele noch vor Dir. Was Du in jenen versäumt, kannst Du in diesen nachholen. Aber ich, ich! — vierunddreißigjährige Arbeit liegt hinter mir, vor mir der Tod und das Gericht! — Aber doch, ja, ja, **kummatagi, kummatagi** (das esthnische Wort für sein liebes „aber doch" des kananäischen Weibes), lieber Bruder, Der, dem wir dienen, heißt nicht umsonst Jesus Christus!"

Es war wahrhaft erhebend, den zusammenbrechenden Mann so getrost und muthig werden und sich aus allem Kleinglauben erheben zu sehen, nicht zu eigner Kraft, sondern zu dem Herrn hin und zu seiner freien Gnade. „Bin ich auch Pietist gewesen, das Schächersgebet habe ich doch immer im Herzen gehabt: Herr gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und schon auf Erden hat er mir's erfüllt. Ich darf in meiner letzten Lebensstunde sehen, daß Steine und Kalk herbeigebracht werden, um Zions Mauern wieder zu bauen, und ich darf selbst noch ein wenig Handlangerdienste dabei thun. Christus und seine Gemeinde vergehet nicht!"

Nicht wenig half ihm zu solcher freudigen und getrosten Gemüthsverfassung der Schluß der Synode im Jahre 1846. Dieser war in der That, obwohl eine stille, kurze Stunde, doch von ewiger Bedeutung. Es war

nach den Erfahrungen dieses und des verflossenen Jahres ein gemeinsamer Sinn aufrichtiger Buße und stiller Ergebung in des Herrn Willen der Charakter dieser Zusammenkunft. Gegen den Schluß der Besprechungen trat ein sonst schweigsamer Amtsbruder, der nun auch selig entschlafene Pastor Ackermann von Ecks, auf und stellte den Antrag, es möge dem Protocoll der Synode ein gemeinsames Bußbekenntniß aller livländischen Pastoren angehängt werden. Die Synode nahm diesen Antrag einstimmig an. Als es darauf zum Schlusse ging und der alte, würdige, vieljährige Präses, Generalsuperintendent von Klot, von Hause aus Rationalist, aber nun doch nicht mehr recht Rationalist, sondern durch die Leitung der Synoden selbst und durch alle tiefgreifenden Erfahrungen der verflossenen Zeit von der ewigen Wahrheit, von Christo dem Sohne Gottes unweigerlich berührt, herzlicher und bewegter als sonst das Schlußgebet zu sprechen begann, da sanken alle Synodalen nieder auf ihre Kniee. Und so stand nun der Alte auf dem Katheder, blaß, bewegt, die hellen Thränen rannen ihm über sein Antlitz. Um ihn her seine Synodalen, Alle tief ergriffen von Christo und der Bedeutung des Amts und der Kirche, welcher sie dienten, tief ergriffen vom Blick auf die vergangenen Zeiten und auf die eigene Schuld, auf die Zukunft und des Herrn reiches Erbarmen. Nachdem nun über sie Alle der alte Präses den Aaronischen Segen gesprochen hatte und Alle aufgestanden waren, intonirte unerwartet, aber zu rechter Zeit, ein kranker Amtsbruder,

V. Holst von Fellin, mit seiner tief in's Herz dringenden Stimme: Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen, und, zitternd anfangs vor Bewegung, mit Thränen des Schmerzes und doch der Freude, immer zuversichtlicher dann, siegreich im Glauben, sang die Synode das ganze Lied Luther's zu Ende. Es war ein unvergeßlicher Abschied, es war eine Stunde, die mehr in sich faßt, als sonst Tage, eine heilige Reichsstunde Gottes, der seine gedemüthigten Knechte damit segnete.

Das stärkte und mußte stärken unsern krankheitsmüden Freund zum letzten Kampf und Sieg. Er bedurfte der Stärkung, denn ihm stand noch manche schwere Aufgabe bevor.

In dieser Zeit kam Aßmuth die private Schrift eines entfernten Amtsbruders zu, in welcher der Kampf livländischer Pastoren mit Herrnhut beurtheilt und ein Ausfall auf die „Altlutheraner" enthalten war. Aßmuth schreibt seinem alten Freunde, der aber damals auf Seiten des Beurtheilers stand: „Wer sind diese Altlutheraner? Diese Orthodoxen? Sollen wir uns nicht mehr zu unserer angestammten Kirche und ihren Bekenntnissen bekennen dürfen, ohne sogleich von solchen, die auch zu dieser Kirche gehören wollen, mit jenen nicht gut gemeinten Namen genannt zu werden? Ist es verpönt, in Wahrheit ein Lutheraner zu sein? Sind wir leb- und lieblos, weil wir der Wahrheit ihr volles objectives Recht

zugestehen? Braucht darunter Leben und Liebe zu leiden? Warum soll an den Herrnhutern, an den Pietisten Alles gut sein? Das thut Alles die Lehre von der unsichtbaren Kirche, die macht Lutheraner indifferent gegen ihre eigene Kirche. Wenn wir aber den Wurm sehen, der an dem Leben dieser Richtungen nagt, wenn wir ihn offenbaren und dagegen als Heilmittel die alte Bekenntnißwahrheit unserer Kirche rühmen, so sind wir starr und todt. Ist das Liebe, wenn man die lieblos nennt, welche der Liebe den Felsengrund der bestimmten und klaren Wahrheit geben wollen?"

Wir thuen durch diese Worte einen Blick in den damals zwischen den bisherigen Gläubigen und den kirchlich Gläubigen geführten Kampf. Indem die alte Wahrheit, das kirchliche Bekenntniß, aber damit auch die Objectivität des Worts und der Sakramente hervorgehoben wurde, so fiel damit natürlich ein Licht auf den Mangel des bisherigen Gläubigseins. Man fühlte sich dadurch auf dieser Seite unangenehm berührt. Man war überzeugt gewesen, der Welt gegenüber auf rechtem Wege zu sein, und nun ward einem von Gläubigen gesagt: Ihr seid noch nicht auf dem richtigen Wege. Man erkannte in dem Geltendmachen des objectiven Werths des kirchlichen Heilsbesitzes alsbald das, was von der früheren Richtung verschieden war. Man wußte von todter Orthodoxie und man hielt die confessionelle lutherische Richtung für diese todte Orthodoxie oder ihre sich anbahnende Wiederkehr. Wo diese Ansicht festgehalten

und als Waffe gebraucht wurde, da erregte sie auf Seiten der Lutheraner Widerspruch und einem solchen begegnen wir in obigen Worten Aßmuth's, freilich mehr in fragender und sich beklagender Form. Denn seine Seele war so lauter in der Anerkennung des Wahren auf beiden Seiten, daß das Namengeben nach dem nur möglichen oder auch wirklichen Falschen jeder Seite ihn verletzte. Er brauchte sogar den Ausdruck Pietismus, Pietist selten. Jene faßten die kirchliche Richtung nur als Rückschritt, Aßmuth war überzeugt, daß der bisherige Pietismus nur Uebergang sein sollte zu der vollen kirchlichen Wahrheit, die durch Gottes Gnade nach der langen Zeit der Zerstörung durch die gefährlichsten Feinde wieder mit reicherer Erfahrung auf den Plan treten sollte, weil keine andere Macht im Stande war, dem in der Zeit liegenden Verderben zu steuern. Und Aßmuth hatte Recht mit dieser Anschauung. Denn die Verheißung Gottes ist bei keiner, die objective Wahrheit überwiegenden, menschlichen Fassung, sondern nur bei dem Worte Gottes selbst. Sagt man dagegen, daß die kirchliche Fassung des Wortes Gottes doch auch eine menschliche sei, so soll das nicht geleugnet werden. Aber unter allen menschlichen Fassungen des ewigen Gottesworts ist keine, welche das Subject so in die richtige Stellung zum Heilsobject hineinbringt, wie die lutherisch-kirchliche. Dieses Bekenntniß läßt das ewige Object unverletzt und erfüllt nur den Gläubigen damit, e s i s t

der Ausdruck der thatsächlich vollzogenen richtigen Einigung des heilsbedürftigen Subjects mit dem heilspendenden Object. Jeder Gläubige, der sich in die Bekenntnisse unserer Kirche hineinlebt, erfährt die Wahrheit davon, und die Erfahrung, die wir mit dem recht gebrauchten Katechismus Luther's in dieser Beziehung machen, könnte wohl der Beweis für diese Behauptung sein. Nicht anders ist es mit den anderen Bekenntnißschriften unserer Kirche. Darum kann der Lutheraner nicht anders als alle Christen heranrufen zu den Bekenntnissen seiner Kirche, um sich hineinzuleben in ihren wesentlichen Inhalt, unter der Verheißung, daß sie alsdann gesund werden sollen im Glauben und von diesem Grunde aus heranreifen sollen zum Mannesalter Christi. Daß lutherischer Seits im Anfang nicht sollte mancher Fehltritt geschehen sein, wollen wir nicht behaupten. Namentlich trat der Schmerz darüber, daß Einem das Recht als Lutheraner zu existiren bestritten wurde, oft zu scharf hervor, auch wurde — wenn wir nicht irren — dem pietistischen Verhalten lutherischer Seits zu viel absichtlicher und bewußter Oppositionsgeist zugeschrieben. Solcher Ueberschritt liegt einmal in dem menschlichen Wesen, und dadurch wird allerdings fremdes Feuer auf den Altar gebracht. Es wurde aber nicht weniger von der anderen Seite gefehlt. Aßmuth hat, wie uns scheint, sich ziemlich rein erhalten von extremer Richtung, wie das auch in seiner demüthigen, rücksichtsvollen und liebenden Weise angemessen war.

Freilich lag dabei für ihn die Gefahr auf der anderen Seite, aus Rücksichten der Wahrheit etwas zu vergeben, wenn nicht **in thesi** doch **in praxi**.

In dem Verhältniß zu Herrnhut spricht er sich im Jahre 1846 gegen den Freund so aus, daß man sieht, wie seine Liebe zur Kirche ihm die Secte immer mehr entbehrlich macht. „Die Brüdergemeinde hat den ihr vom Herrn gegebenen Beruf selbst verlassen, indem sie sich Privilegien geben ließ, die ihr eine juridische Stellung der Kirche gegenüber einräumen. Wie konnte es da fehlen, daß eine anerkannte Kirche und ein von dieser unabhängiges, aber auch privilegirtes Institut innerhalb des Bereichs derselben, nicht mit einander hätten collidiren sollen? Die Sachen der Diaconen gedeihen nicht mehr, denn sie halten Fleisch für ihren Arm und wollen sich dadurch in Dingen schützen lassen, deren Unhaltbarkeit vor Gott und Menschen nach Gottes Wort erwiesen ist. Ich stehe noch innerlich freundlich zu den Diaconen. Aber die eigene sichtbare Kirche ist mir wichtiger geworden, als sie früher war. Freilich ist das Verderben in unserer Kirche groß. Aber in der bei uns so ausgebreiteten Societät ist das Verderben nicht geringer. Wir Pastoren müssen dem steuern überall, aber besonders auch in der Brüdersache, denn Herrnhut's Specialverderben verdirbt hier die Kirche mit und um so gefährlicher, als unter dem Namen und Schein der Frömmigkeit."

Um diese Zeit traf sein weiches liebevolles Herz ein zwiefacher Schmerz. Zuerst schrieb ihm sein alter Freund so, wie wir es aus Aßmuth's Antwort darauf ersehen, welche lautete: „die Post brachte mir Deinen Brief, der mich zum ersten Mal, seit wir uns kennen, betrübt hat. Du willst ich soll schweigen gegen Dich über das, was uns hier, ja was am Ende die ganze Christenheit bewegt. Das muß mir weh thun, da ein solches Stillschweigen immer ein Verzweifeln in sich schließt, entweder an der Wahrheit oder an der Liebe. Ich bin aber dennoch überzeugt, daß keine unaufgelöste Differenz zwischen uns bleiben wird."

Sodann sagte ihm Pastor Langewitz, nächst Jenem einer seiner liebsten Freunde, er gestehe ihm, er müsse irre an ihm werden wegen der Lehre von der Kirche. Dieses Wort, nachdem schon der erste Freund ihm also geschrieben, betrübte ihn noch mehr. „Gott weiß es", schreibt er, „ich lebe in einer Zeit der Anfechtung." Meine Freunde werden irre an mir. Aber ich rufe zum Herrn, daß Er, er selbst mich führen wolle, weil ich ja sonst leicht irren könnte. Ich kann aber nichts gegen die Wahrheit und was sollte mich treiben, etwas Neues zu suchen, während das Alte mir sogar noch lieb ist und es ja leichter wäre, Alles beim Alten zu lassen. Aber das darf ich nicht, ich habe ein Verbot und muß den Leuten, die irre an mir werden, mit Luther sagen: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen. Gott gebe mir seinen neuen, gewissen Geist!

Und Gott hat es gethan. Schon aus obigen Worten merkt man neben dem Schmerz über das unvermeidliche Mißverständniß unter Brüdern, daß Aßmuth seine persönlichen Verhältnisse und liebsten Verbindungen eher aufgegeben, als die erkannte Wahrheit verläugnet hätte. Dies um des persönlichen Christus willen zu thun, hätte er sich zu keiner Zeit lange bedacht. Aber in seinem Falle konnte es ihm erscheinen, als handle sichs nur um eine verschiedene Fassung derselben Wahrheit und um deswillen alle theueren Freunde sich von ihm abwenden zu sehen, hätte seinem Herzen zu schwer werden können, wenn es wirklich so gekommen wäre, und wenn er nicht doch erkannt hätte, es handle sich hier um mehr als um eine an sich indifferente verschiedene Fassung Einer und derselben Sache. Der aus dem Senfkorn erwachsene Baum war weiter gewachsen; es galt dies anzuerkennen. Die freiwerdende Seele flog wie ein Vöglein höher hinauf in den Gipfel des Baumes, um, näher dem Himmel, festeren Frieden zu haben. Wollten die alten Freunde noch nicht hinauf, weil es ihnen dort gefährlich schien, so konnte er es nicht wehren. Er behielt sie lieb wie zuvor und wußte es: sie kommen etwas später nach!

Er schreibt dem Freunde: „Neuerdings wurde mir wieder das von W.... ausgegangene Urtheil über mich zugetragen, seitdem ich Propst bin, sei ich ein Anderer geworden. Dem alten Menschen will auch das weh thun. Aber ich muß mit David sprechen, um den Herrn habe ich es längst verdient. Ich weiß auch, daß der Herr

mich rechtfertigen wird und muß. Darum kann ich auch die Differenz mit euch Brüdern freudig auf den Herrn werfen. Ich habe in diesen Tagen (oder eigentlich Nächten) den Galaterbrief gelesen. Das hat mich sehr froh und gewiß gemacht.“

Dauerte es nun eine Weile, ehe seine treue Liebe zu den Freunden geläutert ward durch das Wort Gottes und er im Aufgeben dessen, was menschlich war in dem Verhältniß, die gottverklärte Freundschaft wiederfand, so werden wir uns nicht wundern, auch uns nicht daran ärgern, daß es Aßmuth, trotz der erkannten Wahrheit so überaus schwer wurde, diese Wahrheit seiner, mit auch noch zu menschlicher Liebe geliebten Gemeinde ganz offen und unverhohlen darzulegen. Wir meinen in Bezug auf die herrnhutische Angelegenheit.

Aßmuth hatte dieselbe bisher nur privatim mit den drei esthnisch-herrnhutischen Vorbetern seines Kirchspiels offen durchgesprochen und dabei aus ihrem Munde auffallende Zugeständnisse erhalten. So hatten sie ihm 1846 alle drei zugegeben, daß das Loos, wie die Diaconen es brauchen, bei dem Volke eine falsche und schriftwidrige Geltung habe. Diese Leute sprachen es sogar aus, ob die deutschen Diaconen nicht so eigensinnig auf dem Loose beständen, weil sie mit dem Loose ihre Bedeutung zu verlieren fürchteten, und weil sie, ohne Loos, viel mehr Antheil an den einzelnen Seelen nehmen müßten, als sie bisher gethan, da ihre Arbeit eigentlich ganz unbedeutend sei und das Ansehen des Looses Alles aus-

richte. — Das klang nun wohl aufrichtig, und war es, zum Theil wenigstens, wohl auch. Aber wenn das, welche gewissenlose Stellung nahmen diese Leute dann zu ihrer eigenen Sache ein, die sie doch noch sehr festhielten. Oder war es unaufrichtig gegen den Pastor, nun so war ihre Stellung diesem gegenüber eine gewissenlose. Es ließ sich viel zugeben dem Pastor gegenüber, der bisher die Sache immer noch nicht practisch angetastet hatte. Und das gehört zu den dunkelsten Schattenseiten dieser Herrnhuterangelegenheit. Sie sind unaufrichtig, heimlich, halten auch Lügen für erlaubt, um nur ihre Sache zu fördern. Wie viel besser doch stand der ehrliche Aßmuth, selbst wo er schwach war, vor seinem Herrn, wenn er mit diesen Leuten redete, als sie, die ehrlich wenigstens nicht waren. Uebrigens möchten wir auch dem alten Freunde fast zürnen, wenn wir in seinen Briefen lesen, wie freie Hand er der Herrnhutersache noch immer ließ, welche unbegreifliche Concessionen er ihr noch immer machte. Aber daraus, daß er es selbst mittheilt, sehen wir, daß er arglos dabei war, und wir freuen uns, daß Gott der Herr doch endlich seine Schwäche überwand und ihn dahin brachte, der Wahrheit ganz gehorsam zu werden. Im Jahre 1846, als die Diaconen, ohne sich irgend weiter an das Zeugniß der Prediger oder des Consistorii zu kehren, wieder zu losen begannen über die lutherischen Gemeindeglieder, hatte Aßmuth ein bezeichnendes Gespräch mit einem Diacon Herrnhuts. Dieser behauptete, es sei eine besondere Offenbarung nöthig, um die

„Herrlichkeit des Looses“ (!) anzuerkennen. Aßmuth erwiderte: wir wissen aber von keiner Offenbarung, als von der in der Schrift. Der Diacon: die Prediger werden sich aber durch Nachgiebigkeit die verscherzte Volksgunst wieder erwerben. Aßmuth: auf die Gunst des Herrn kommt es an, nicht auf die Gunst der Menschen, und ihr Diaconen sehet zu, daß solche über alles Maaß hinausgehende Beachtung der vorgeblichen Volkswünsche (die aber eure eigenen sind) die Sache euch nicht ganz aus den Händen spiele!“

Im Jahre 1847 schrieb er dem Freunde (gegen den er also doch nicht schweigen konnte): „das Aeltestenamt Christi in Herrnhut und die Manifestation seines Willens durch das Loos ist schriftwidrig. Christus ist das Haupt seiner ganzen Kirche, seines ganzen Leibes, also nicht der Brüderkirche in besonderem Sinn. Hat der Herr diesen Mißbrauch seiner Gnade eine Weile geduldet, so haben wir für solche Geduld mehr Beispiele, wodurch aber der Mißbrauch nicht gerechtfertigt ist. Ließen sich doch in der apostolischen Zeit viele Christen beschneiden und hielten das mosaische Gesetz, bis Paulus kam und den Galatern sagte: wenn ihr euch beschneiden lasset, so habt ihr keinen Theil an Christo.

In diesem Jahre erfuhr Aßmuth, daß in einigen Kirchspielen, wo Prediger es mit kirchlichen Bethäusern versucht hatten, was ja freilich eine verfehlte Maaßregel war, die Herrnhuter ihren Bann ausgesprochen hatten über Alle, welche an den Betstunden der Pastoren Theil

nehmen würden. Dieses Verfahren entrüstete ihn. Natürlich kehrten sich die Pastoren nicht daran, und es gab auch Leute genug, die sich nicht daran kehrten, aber doch zeigte sich auch bei Vielen bei dieser Gelegenheit, durch welche nichtigen Schreckbilder Herrnhut meinen durfte, das Volk regieren zu können.

Ueberhaupt offenbarte sich die gesetzliche und Gewohnheitsmacht dieser privilegirten Gnadenkinder in dem Volke auf wahrhaft erschreckende Weise. In Aßmuth's Gemeinde geschah es, daß plötzlich ein Bauer, der sich einen Diebstahl hatte zu Schulden kommen lassen, aus der Societät ausgeschlossen wurde. Er hatte nicht lange vor der sündlichen That communicirt. Aber deswegen schloß ihn Herrnhut nicht aus, sondern nur wegen der eigenen Reputation. Reiche Mitglieder der Societät thaten freilich viel Aergeres, wurden aber nicht ausgeschlossen. Aßmuth ließ den Menschen vor sich kommen. Er kam in untröstlichem Zustande. Aßmuth sagte ihm: er sei allerdings sehr strafbar, da er, ein Christ, kurz zuvor zum Abendmahl gewesen und dann solche Sünde gegen das siebente Gebot gethan habe. Der Mann war aber ganz unzugänglich für alles Zureden und blieb immer bei dem Jammern, daß es aus mit ihm sei. Endlich fragte ihn Aßmuth, ob er so untröstlich bleiben würde, wenn er wieder zur Societät aufgenommen werde. Ganz harmlos antwortete da der Mensch: nein, dann hätte ich ja das Zeichen (tâht) und Siegel (pitserimârk), daß meine Sünde vergeben ist! Aßmuth sagte ihm darauf: das ist

ja Thorheit und Irrthum. Das Gnadenzeichen und Siegel ist ja nicht, daß du zu den herrnhutischen Brüdern gehörst, sondern es ist derselbe Leib und das Blut Christi, welche du empfangen und entweihet hast. Deshalb sei traurig und thue Buße, so wird der Herr auch Dir die Sünde wieder vergeben.

Aber so völlig fremd klang das dem Menschen, daß Aßmuth sah, „die Leute kennen keine Buße und keinen Glauben vor dem Herrn. Es geht alles Verhältniß zu Christo ihnen völlig auf in ihr Verhältniß zur Societät."

Während so allmählig die Verhältnisse in den Gemeinden ihn drängten, von seiner menschlichen Liebe zu Gunsten der göttlichen Wahrheit fallen zu lassen, was nöthig war, um die Wage Gottes in's Gleichgewicht zu bringen, trieb auch die Correspondenz mit dem Freunde ihn immer weiter. Hier zwang der Freund durch seine Angriffe auf die confessionelle Theologie Aßmuth, sowohl dieser selbst an und für sich, als auch des Verhältnisses Herrnhuts zur Kirche sich immer klarer bewußt zu werden. Wir finden daher in seinen Briefen aus dieser Zeit, nächst den übrigen Mittheilungen aus seinem Leben, besonders das Verhältniß des Pietismus zum Kirchenglauben, entweder mit oder ohne Bezugnahme auf Herrnhut besprochen.

So schrieb er im Jahr 1846: „wenn du, geliebter Bruder, mich liebevoll vor dem Extrem warnst, in welches die confessionelle Richtung hineinführen kann, so

muß ich dir ja herzlich dafür danken und zugeben, daß die Gefahr und Möglichkeit da ist, über Formeln das Wesen zu übersehen und die Liebe zu Gunsten der Erkenntniß zu verlassen. Aber wenn du sagst, „wir wollen Beide scharf zusehen, ob deine alte Liebe oder dein neues Wissen stärker sein wird,“ so kann ich Dir den Ausdruck „neues Wissen“ eigentlich nicht zugeben. Ich habe von Beginn meines neuen Lebens die lutherische Lehre im Gegensatz zur römischen und reformirten Lehre für die schriftgemäße erkannt, nur mit dem Unterschied, daß mir der Reichthum und die sittliche Bedeutung unsrer reinen Lehre, auch ganz abgesehen von andern Confessionen, jetzt mehr als früher bekannt geworden ist, ebenso der Umfang und die Tiefe derselben. Willst du dieses „neues Wissen“ nennen, so mag es sein. Wie kann aber damit die Gefahr mehr eingetreten sein, die Liebe zu verlassen? Erkenne ich die Liebeskraft, deren lauteres Echo in der Kirche die reine Lehre ist, besser, so lerne ich nur besser lieben, nicht weniger. Oder habt ihr, jetzt noch unsre Gegner, wirklich Mangel an Liebe bei uns gefunden? Ist das Mangel an Liebe, daß wir in dieser Zeit grenzenloser Verwirrung in den Gläubigen selbst, deren Ausdruck in der Unionssucht zu Tage liegt, unser Bekenntniß doppelt hoch halten und zur allgemeinen Anerkennung gebracht sehen möchten. Können wir besser bekennen, als unsere Väter? Warum nun nicht lieber auf diesem Bekenntniß sich die Bruderhand reichen, als ohne dasselbe? Ist es Lieblosigkeit, wenn wir sagen, wir wollen lieber

mit den Vätern in den vollen Gehorsam gegen den Herrn und sein Wort eingehen, als mit den ganz subjectiven Deuteleien der Neuzeit einen Bund machen? Oder ist es Mangel an Liebe, daß wir erklären, den Esthen ihr Begehren nach Loos und Brüderaufnahme nicht billigen und zugestehen zu können? Ohne unser Suchen, ja wider unser Meinen hat der Herr uns das Schriftwidrige jener Dinge gezeigt, in denen wir anfangs auch nichts Schlimmes sahen. War das Lieblosigkeit vom Herrn? War es nicht gerade seine Liebe, die das that? Ist es nun nicht auch Liebe von unserer Seite, unsern unmündigen Gemeindegliedern, die ja Kinder sind zu sagen, was nicht recht ist an ihrem Wesen? Wenn die Diaconen darauf uns sagen: „nehmt ihr uns das Loos, so schnüren wir das Bündel,“ so ist darin wohl viel Liebe zum Loose, aber wenig Liebe zu Gottes Wort. Ebenso, wenn sie die Nationalen veranlassen zu sagen: wenn ihr uns das Loos nicht lasset, so ist unser Haus auf Sand gebaut und unsere Liebe zu euch wird gänzlich gestört werden. Auf welcher Seite ist da die Aufkündigung der Liebe? (Uebrigens haben mir meine Vorbeter gesagt: das hat nie ein Esthe gedacht oder gesagt, das ist ihnen eingeredet).

Im Jahre 1847 schreibt er: „wir haben uns nicht eigenwillig in die confessionelle Richtung hineingeworfen, sondern wir sind unter Leitung des Herrn geworden, wozu er uns durch sein Wort und seinen Geist, so wie

durch seine Lebensführung, wie den Thon in des Töpfers Hand, gebildet hat.

Und weil ich das als eine That des Herrn an mir erkenne, was Andere für etwas Anderes halten mögen, so werde ich niemals, lieber Bruder, gegen dich auf verdeckte Weise polemisiren, wie du fürchtest, sondern frei heraus meine abweichende Meinung äußern. So kann ich, um gleich anzufangen, das Wort und die Kirche gar nicht so trennen, wie Du, sondern wo Gottes Wort ist und wirket, da ist eben die Kirche, der der Herr die Gnadenmittel gegeben hat, durch deren treue Verwaltung sie der Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit ist. 1. Tim. 3, 15. Jesus Christus bleibt ja immer das Haupt, der Alles in Allen erfüllet, sie aber ist seine Fülle und wirkt als solche in der Menschheit durch die Gnadenmittel. Dem Herrn erweise ich dadurch erst die volle Ehre, daß ich mich auch rücksichtlich der Stiftung seiner Kirche und ihres Wesens unverbrüchlich an das halte, was sein Wort sagt. — In Bezug auf das, was sich in dieser Hinsicht in mir gestaltet hat, sind mir von der größten Wichtigkeit gewesen die ersten grundleaenden Artikel in der vortrefflichen Zeitschrift von Harleß, für Protestantismus und Kirche."[1]

Wir könnten diese Mittheilungen, namentlich auch in Bezug auf die Lehre von der Taufe leicht vermehren. Aber was er in dieser Beziehung dem Freunde schreibt, würde uns nur zeigen, daß auch er, wie noch manche

[1] Die hier gemeinten Artikel, verfaßt von Dr. Thomasius, finden sich im Jahrg. 1838, Nr 1 ff.

Andere in dieser Zeit, offenbar in Veranlassung des Buches von Delitzsch, welches in Livland viel gelesen ward, die Taufe zu ausschließlich von ihrer objectiven Seite faßte und dadurch nicht unbegründeter Rüge sich preisgab.

Wir lassen uns an Obigem genügen und freuen uns daran zu erkennen, wie der Freund dem nur subjectiven Heilsgenusse immer mehr entrückt und zu lebendiger Aneignung der objectiven Heilswahrheiten jemehr und mehr herangezogen wurde. Dies mußte ihn denn endlich auch zu entschiedenem Auftreten in seiner nur zu menschlich noch geliebten Gemeinde treiben. Dazu kam aber vorher noch eine Erfahrung seines Lebens, die ihn noch mehr hineintrieb in die Erfüllung dieser Pflicht.

Vom Jahr 1847 an traten noch drei junge Theologen nach einander zu Aßmuth in ein näheres Verhältniß, der erste derselben, um bei ihm esthnisch zu lernen und zugleich ihm beim Unterricht seiner Kinder zu helfen, die beiden andern geradezu als Adjuncte, deren letzterer auch sein Amtsnachfolger wurde. Alle drei waren ernste, gläubige und von Herzen die lutherische Kirche liebende Theologen. Es konnte ihnen Aßmuth's Gebundenheit in seinem Verhältniß zu Herrnhut nicht entgehen, und daß er, bei allem Eingehen auf die confessionelle Richtung, derselben doch nicht genug Einfluß gestattete auf die Behandlung dieser Sache in seiner Gemeinde. Sie konnten es, bei aller Rücksicht gegen den lieben, alten, schwer kränkelnden Mann, nicht lassen, in vorkommenden Fällen zu sagen, sie müßten nach ihrem Gewissen anders verfahren, als er.

So verletzend dies manchmal Aßmuth's Gemüth, wenigstens für den Augenblick, berührte, besonders da diese jungen Männer nicht so eng mit der Gemeinde verbunden waren, als er, der bereits mehr als dreißig Jahre zu ihr in engem Verhältniß gestanden, ein Band, das nun, in Bezug auf den herrnhutischen Theil gar nicht zerrissen werden sollte, aber doch so nicht fortdauern konnte, so verfehlte doch ihr demüthiges, aber festes Verhalten nicht, tiefen Eindruck auf Aßmuth zu machen. Auch schrieb Aßmuth 1851 im Mai dem immer noch mit der Opposition gegen Herrnhut und mit der ganzen neuen Richtung unzufriedenen Freunde: „Ungesunde Richtungen sind überall möglich, aber die Meisten der livländischen Prediger stehen in dem Kampfe, der hier jetzt geführt wird, so, daß ich mich vor diesen Bekennern, die bis jetzt nur Schmach, Verdächtigung und Verkennung von Gemeindegliedern und Andern erfahren haben, herzlich schämen muß."

Der zweite dieser jungen Männer sagte ihm eines Tages während einer Confirmandenlehre, er habe nicht anders gekonnt, er habe nach Pflicht und Gewissen das Verhältniß Herrnhuts in unsern Gemeinden zum Gegenstand der Lehre gemacht, und theile ihm das mit, um nichts vor ihm zu verbergen. Aßmuth ward von dieser Mittheilung sehr bewegt, bat aber den jungen Mann, weil derselbe allerdings an einer krankhaften Nervengereiztheit litt, nur darum, er möchte sich bei solchem Verfahren in der Lehre vor allem leidenschaftlichen Wesen

hüten, weil das der Sache mehr schade als nütze. Darin hatte Aßmuth auch vollkommen recht. Eine ausbrechende Krankheit des Adjuncten löste aber schon Ende 1850 dieses Verhältniß auf, das aber doch dazu gedient hatte, Aßmuth weiter zu fördern in dem, was er nun bald bei noch dringenderer Veranlassung that. Anfangs 1852 war der dritte Theologe, sein letzter Adjunct schon eingetreten. Aßmuth hatte dem Freunde geschrieben: „In Livland hat die Brüdersocietät eine unnatürliche Macht, eine unlautere, päpstische und magische Macht. Wer sich mit Fleisch und Blut bespricht und es mit der mächtigen Partei in allen Gemeinden nicht verderben will, der schweigt fein stille, um nicht verketzert und gehaßt zu werden. Ach Bruder, es ist nicht kalte Priesterherrschaft, die uns hier treibt, es ist der geschmähte Dienst der Liebe, der nur mit Gebet, mit Seufzen, mit Thränen vor dem Herrn geleistet wird. Wir müssen in dieser Sache Zeugniß geben, sonst werden wir zu Verräthern an unsern Gemeinden. Wie ein schwerer Druck hat es auf meinem Herzen gelegen, daß ich nur mit den Vorbetern, nur mit Einzelnen in der Gemeinde von dieser Sache geredet habe.“

Der neue Adjunct wünschte offen und wahr in diesem Verhältnisse zur Gemeinde dazustehen. Aßmuth erkannte, daß er diesem seinem Nachfolger, wie auch seiner eigenen Stellung es schuldig sei und beschloß, den Schritt zu thun, der ihm so schwer werden wollte. Vor allen versammelten Kirchenvormündern und Schulmeistern, un-

ter denen die Meisten zur Societät gehörten, stand nun der alte, wir werden noch sehen wie kranke Mann und wollte sein ganzes fast vierunddreißigjähriges Verhalten zu Herrnhut selbst richten, um nicht von seinem Herrn gerichtet zu werden.

Er that es, wir wissen nicht mit welchen Worten, aber mit Ruhe, nach einem Eingangsgebet. Eine lange, lautlose Stille folgte auf diese unerwartete Erklärung ihres alten Pastors. Dann aber brach ein Sturm los, der, wie Aßmuth sagt, vieler Herzen Gedanken offenbarte und natürlich zunächst gegen ihn gerichtet war. Ein kräftigerer Mann hätte vielleicht durch sehr entschiedenes Auftreten den Sturm schnell zum Schweigen gebracht. Aber Aßmuth hatte nun nicht einmal die Kraft mehr, die ihm sonst zu Gebote stand. Und es war gut so. Denn die lutherische Kirche hat die Knechtsgestalt zu tragen, und wo sie schwach ist, da ist sie stark. Die größten Siege gegen ihre Widersacher hat sie betend im Staube, aber doch fest im Glauben, errungen. Aßmuth hatte sich selbst überwunden bei dieser That, gab dem Herrn die Ehre und war bereit alle Schmach darum zu tragen. Das war gerade der Sieg. Ganz anders stand neben ihm der erste herrnhutische Vorbeter in der Gemeinde, der vornehm und fast höhnisch sich betrug, während Andere sehr leidenschaftliche Sprache führten. Wer das Alles sah und ein Auge hatte für die Dinge des Reiches Gottes, der konnte gewiß erkennen, auf welcher Seite eigentlich der Sieg war. Als Aßmuth sich erschöpft

fühlte, forderte er den Adjuncten auf, etwas zu sprechen. Dieser that es, nach Aßmuth's Bericht folgendermaaßen: „Wie kann ich über diese Sache, die uns eine heilige Gewissenssache ist, jetzt reden, da keine Spur von Liebe in euch ist. Der alte Pastor ist euch wie ein Vater betend und liebend entgegen gekommen und was habt ihr ihm eben zu hören gegeben! Ich fürchte mich zu sprechen, weil ja so nur ein Riß entstehen kann, wir aber wollen heilen und verbinden, was zerrissen ist."

Diese wenigen, kräftig und ernst gesprochenen Worte, sagt Aßmuth, wirkten sehr gut und ich schloß nun mit einem Gebet die Versammlung. Der alte Vorbeter zeigte sich zum Schluß empfindlich, denn diese That Aßmuth's mußte in den Herzen Vieler der herrnhutischen Sache einen Stoß geben. Was ein alter, kranker, dem Tode naher Pastor seinen Leuten sagt, das wirkt wohl wie ein Testament. Einer der Leute, ein sogenannter Kirchenvormund, den Aßmuth sehr liebte, der aber sehr zuchtlos sich gegen ihn benommen hatte, kam auf ihn zu, bat ihn von Herzen um Vergebung und Aßmuth gab sie ihm von ganzem Herzen. „Und nun," fährt Aßmuth fort, „habe ich eine schwere, alte Schuld abgetragen. Ich trage nun keine innere Lüge mehr mit mir herum und kann den Leuten vor Christi Richterstuhl getrost unter die Augen treten, indem ich ihnen nichts verhalten habe, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes." (S. Anhang, III, Kirche, Vers 1.)

Wenden wir uns nun zu den letzten Erfahrungen Aßmuth's im Kreise der Freunde und des eignen Hauses. Schon im Jahre 1846, als Aßmuth einmal in das Filial Lohhusu gefahren war und in das Küstorat eintrat, rief ihm sein Küster mit esthnischem unverholenem Erstaunen entgegen: Ach Gott, lieber Herr Pastor, von Ihnen ist nichts nachgeblieben als die Augen, sonst sehen Sie ganz wie eine Leiche aus. Aßmuth schreibt ohngefähr um dieselbe Zeit: „Das Leben erscheint mir jetzt oft so schaal und arm, die Welt so kalt und öde, daß ich mich herzlich hinaussehne und hinauf zu unserem Herrn. Ich weiß wohl, daß man solchen Stimmungen nicht trauen darf, und daß sie oft aus ungläubiger Kreuzesscheu entstehen, die nichts leiden mag und gern immer Sonnenschein und leichte Tage haben möchte. Aber a. da hat mir N. neulich Schriften von Bruno Bauer und Feuerbach gerühmt und gegeben und dazu gesagt, nach dreißig Jahren werde vom Christenthum nichts mehr übrig sein. Ich habe in den Büchern gelesen und begreife nicht, wie man von solchem Zeuge den Untergang des Christenthums erwarten kann. Nicht einmal zum Widerspruch reizt so etwas. Man legt's ad acta. Aber wer ohnedies müde ist vom Kampfe, bekommt doch dadurch einen degout an der Welt, die also segnet. Und b. bei meiner Sehnsucht aus der Welt ist eine ebenso starke nach unserem gen Himmel gefahrenen Haupt und c. von Ihm, dem Haupte im Himmel, wird auch mir

noch in mein Elend herein der Trost und die Erquickung zu rechter Zeit kommen."

Der Trost kam auch, aber immer mitten in Trübsalen. Im April kam die Nachricht vom Tode seines lieben Freundes in Dorpat, August von Holst, und in demselben Monat starb sein junger Sprengelsbruder Wetterstrand in Bartholomäi. Im September aber dieses Jahres schreibt er: „Womit könnte ich diesen Brief beginnen, als mit der Trauerbotschaft, die Dich schon erreicht haben wird. Unsere theure Schwester Fanny Busch (die Frau des Professors Busch) ist heimgegangen. Du weißt's, daß nächst meiner Pauline, Du und diese Schwester mir die liebsten Menschen auf Erden waren und kannst meinen Schmerz nachfühlen. Dennoch — als wir am Morgen nach Ankunft der Trauerbotschaft mit unseren Kindern zusammen das herrliche Lied sangen: „Freu' dich sehr, o meine Seele, und vergiß all' Angst und Qual," und unseren Schmerz ausgeweint hatten, da konnten wir uns mit recht himmlischer Freude über ihren seligen Heimgang freuen, und hatten nicht das Herz, die geliebte vorangegangene Schwester in dieses arme Leben zurück zu wünschen und sehnten uns, auch daheim zu sein bei dem Herrn. Gott erbarme sich des hartgeschlagenen Mannes und der mutterlosen Waisen."

Bald darauf starb in Dorpat der als Maler bekannte Ludwig von Maydell, von dessen Hand manche Kirchen in den Ostseeprovinzen mit schönen Altarbildern geschmückt sind, dessen eigenes, edles, liebes Bild aber mit unaus-

löschlichen Zügen in das Gedächtniß vieler unserer Zeitgenossen hineingezeichnet ist. Je rascher dieser Todesfall auf den vorigen folgte, um so mehr ergriff er das Herz Aßmuth's, der den Verstorbenen sehr geachtet und geliebt hatte.

Endlich ward ebenso unerwartet der Tod des Landraths von Oettingen gemeldet, von dem Aßmuth schreibt: „Seiner letzten Werke eins war noch die Vocation an meinen Schwiegersohn Hirsch in Peude nach Bartholomäi gewesen. Er war noch in den besten Jahren, einer der thätigsten und anerkanntesten Geschäftsmänner unter unserem Adel und von höchst ehrenhafter Gesinnung!"

Während so der Kreis der geliebten und geachteten Menschen, mit denen Aßmuth in Verbindung stand, sich schon in diesem Jahr so stark lichtete, war er selbst in immerwährendem Krankheitszustande. Obwohl er noch manche Sonntage aushielt, wo Beichtrede, Predigt, fünf hundert und mehr Communicanten, Taufen, Trauungen, dazu vollständiger deutscher Gottesdienst auszurichten waren, so war doch sein Zustand ein höchst nervöser. Sturzbäder, die ihm verordnet waren und die er brauchte, bewirkten ein so starkes Jucken in Händen und Füßen, daß er sich darauf beschränken mußte, den Körper mit in kaltes Wasser getauchten wollenen Handschuhen zu reiben. Am Weihnachtsabende dieses Jahres war er so erkältet und angegriffen, daß er nur mit halbem Herzen an der Weihnachtsfreude seiner Kinder Theil nehmen konnte. „Es war ein schwerer Tag und ich trug ein

rechtes Todesgefühl mit mir herum. Doch — der Herr schenkte eine ruhige und erquickende Nacht und ich erwachte mit dem Frohgefühl der Genesung und so war ich zum Fest in der Kirche gerüstet." — So verging das Fest. Aber nun trat anhaltende Heiserkeit ein, der alte Husten ward stärker, ebenso die Magenbeschwerden. „Bisher" — schreibt er — „durfte ich mich doch Mittags satt essen, aber nun muß ich mich auf Eine leichte Speise beschränken, weil ich sonst in der Nacht mit einem brennenden Gefühl im Schlunde aufwache und bis an den lichten Morgen kratzen und husten muß. Aber — Du hast mir's ja zugerufen: „nur immer zu gestorben" — und es sei so."

Im Jahre 1848 stellten sich sehr starke Gichtschmerzen im linken Arme ein, die denselben ganz unbrauchbar machten und Aßmuth den Schlaf noch mehr raubten. Aber, wenn er dennoch zur Kirche ging, verloren sich beim Gottesdienst oftmals die Schmerzen. Auf einer Fahrt ins Filial erfuhr Aßmuth die ersten Nachrichten von der Revolution in Paris! „Gott erbarme sich," schrieb er, „ich bin nicht allein krank. Die Völker sinds noch mehr. Ach möchten sie Gottes Wort und Stimme hören, und Gott gebe auch den Fürsten Weisheit und Mäßigung. Wir stehen wohl am Vorabend größerer Ereignisse!" Etwas später: „Gichtschmerzen, Krampfhusten, Engbrüstigkeit machen das Leben mir schwer, meine Sünden aber wollen es noch schwerer machen und sind doch die eigentliche Last des Lebens. Hin damit zu Jesu, er

läßt michs täglich erfahren, daß Er Sünde vergibt und eine reiche Gnade hat! — Welche Greuel nun auch in Deutschland! Aber ich denke, wenn das nicht die Todeswehen des deutschen Volkes sind, so wird aus diesem Chaos durch Gottes Gnade sich noch etwas Gutes gestalten, eine erneuerte Kirche nach Geist und Form!" Bald ward auch Aßmuth's anderer Arm von der Gicht ergriffen und er schreibt: „Könnte ich Dir doch mit der linken Hand schreiben, denn die ist jetzt besser wie die rechte, an der sind die Finger sehr steif und das Schultergelenk thut sehr weh. Ja, die rechte Hand ist ein edles, nöthiges Glied, aber wir brauchen sie oft schlecht. Das habe ich auch gethan, und da ich sie mir, nach Christi Vorschrift nicht abgehauen habe, so ist mir der Herr jetzt dabei zu Hülfe gekommen, um mich daran zu erinnern, was ich noch Alles auszureißen habe, ehe ich ins ewige Leben eingehe." Nach einer nun noch hinzugekommenen Erkältung schreibt er: „Da ich in nächtlicher Dunkelheit voll Schweiß und Schmerzen, gelähmt von der Gicht an Händen und Armen dalag und nicht einmal im Stande war Licht anzumachen, da wollte ich beten, aber es ging nicht. Nur den Einen hochgelobten Jesusnamen sprach ich immer und immer wieder aus und hielt mich an ihn wie ein Versinkender. Da fiel mir allmählich ein Trostwort nach dem andern ein und es wurde lichter in der Seele. So wird es wohl im Tode auch sein!"

Die Nachricht von des hoffnungsvollen Hesselberg Tode[1] betrübte ihn um des großen Verlustes willen, den die streitende Kirche an diesem hochbegabten Theologen erlitt. Dazwischen erfreute ihn aber wieder der selige Tod eines Esthen. Der hatte sterbend gesagt: „Wenn der Vater ruft, so muß das Kind gehorsam sein und gern gehen. Er wird mich nicht verstoßen, da er seinen Sohn für mich gegeben hat."

In diesem Jahre starb auch sein Schwestermann Hoffmann in Marienhof in Esthland an einer Halsentzündung. „Ich verliere an ihm meinen ältesten Freund, der mir seine Liebe auf vielfache Weise bewiesen hat. Sein Ende war schön. Er hat alle seine Kinder gesegnet und unter einem lauten Kniegebet seines Schwiegersohnes Pauker seine Seele dem Herrn übergeben. Bei der Beerdigung fanden sich wohl 150 Menschen ein, denn er war sehr beliebt. Zwölf Prediger folgten seinem Sarge. Ich habe ihm zuletzt den Nachruf gehalten."

Am 26. November schreibt er dem Freunde: „Noch einmal also kann ich Dir an Deinem Geburtstage die Hand reichen, so elend an Leib und Seele ich auch bin. Meine Kräfte gehen zur Neige. Wir sind seit 1819 grau geworden, aber die Gnade Gottes, welche uns als junge Männer verband, hält jetzt auch die alternden Herzen zusammen!"

[1] S. Pastor Seeberg, Karl Hesselberg's Biographie. Mitau 1853. In 2. Auflage später erschienen.

Der Arzt verordnete ihm am Ende dieses Jahres sechs Wochen lang warme Salzbäder neben inneren Mitteln. In die Kirche durfte er nicht, das Zimmer überhaupt nicht verlassen. Aßmuth bat die jüngeren Sprengelsbrüder, so lange für ihn zu vicariren. Zum Weihnachtsfest ward ihm die Freude, seinen Sohn aus erster Ehe und den ältesten Sohn zweiter Ehe, jenen nach glücklich abgelegtem Apotheker-Gehülfen-Examen, diesen mit guten Zeugnissen vom Gymnasio eintreffen zu sehen. „Trotz meinem elenden Zustande thaut mein Herz doch zuweilen auf und ich kann mich mit Weib, Kindern und Gemeinde dem Herrn in freudigem Glauben hingeben."

Am vorletzten Tage des Jahres wurde aber seine Pauline an einer Lungenentzündung krank. Zwar ging die Krankheit bald vorüber, aber die Eltern mußten doch ihre Söhne allein nach Dorpat ziehen lassen, was ihnen um so schwerer wurde, als eben auch der zweite Sohn auf das Gymnasium abging. Aßmuth wurde aber in Folge der Bäder besser, und der Arzt erlaubte ihm bei gelinder Witterung den Gottesdienst zu halten, nur müsse er sich vor Anstrengung und Erkältung hüten. „Das geht ja aber nicht", schreibt Aßmuth, „und so werde ich wohl meine Leiden alle bald wieder haben. Gott sei Dank, daß der große Schmerz fort ist. Aber der alte Zustand und Schleimauswurf mehrere Stunden der Nacht läßt nicht nach und zum Fasten bin ich gezwungen. Als ich gestern in der Nacht daran dachte, daß es der Geburtstag meines Ferdinand sei und mich in die

seit seiner Geburt verflossenen fünf und zwanzig Jahre zurückversetzte, wurde mir ganz weh ums Herz und es schien mir, als sei ich damals glücklicher gewesen. Aber als der Herr mir zurief: hattest du damals auch mich? da freilich erkannte ich, wie Alter, Krankheit und vielfacher Jammer mit Ihm doch dem herrlichsten Leben ohne Ihn vorzuziehen sei.

Im März des Jahres 1849 wurden die schon früher dagewesenen Gedanken an Niederlegung des Amtes recht dringend. Aber er meinte doch noch mehr Abnahme der Kraft erwarten zu müssen.

Ernstliche Sorge machte ihm seine Tochter Alexandra, die langsam dahinwelkte, weil keine Arzenei half. „Das Herz bricht mir, wenn ich meine liebe Tochter ansehe, aber ich kann nichts für sie thun, als sie dem ans Herz legen, der sie noch viel mehr liebt, als ich."

Eine Freude erlebte er in diesem Jahre an seinem alten Schwiegervater. Derselbe war in den ersten Jahren bei seinen Besuchen in Torma ein Gegner der Hausandachten gewesen. Bei dem diesjährigen Besuch saß der Alte neben dem jüngsten Söhnchen Aßmuths. Als er aufstand, wies er mit nassen Augen auf das Kind, welches eifrig und laut mitgesungen hatte und sagte: hier wird der Spruch wahr, daß der Herr sich aus dem Munde der Unmündigen ein Lob zugerichtet hat. „Wunderbar traten mir da", schreibt Aßmuth, „die alten Zeiten und Zerwürfnisse vor die Seele und die langsam wirkende Gnade Gottes. Damals sagte der alte Vater

nach einer Morgenandacht: wenn Du auch die Kleinen die Andachten mitmachen läßt, die sie nicht verstehen, so wirst Du Heuchler aus ihnen erziehen." Ich aber antwortete: „Das verhüte Gott, der gesagt hat, daß die Kinder zu Ihm kommen sollen und der sich aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen ein Lob zugerichtet hat."

Im Frühjahre 1850 bekam Aßmuth eine Brustfellentzündung in Folge der unausgesetzten Arbeiten und einer dabei eingetretenen Erkältung. Aderlasse wurden nöthig. Er ward aber wieder besser. „Also noch einmal heißt es: Herr laß ihn noch dieses Jahr. Aber ich bin der Schatten von einem Schatten. Auf lange kann es nicht mehr sein. Ich muß nun rufen: ach Gott ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut. Meine arme, liebe, treue Pauline, die die Last des großen Hauswesens bei eigner Körperschwäche so unermüdlich trägt, die mich so geduldig und liebevoll pflegt!"

Etwas später fiel er in eine neue Entzündung, die wohl auch gehoben ward, aber Aßmuth schlich nur umher, von einer Tochter geführt. Die Tochter Alexandra war zum Tode krank an der Wassersucht, die Frau bettlägerig. Er schreibt: „Die Ruthen des Herrn sind scharf." Da Aßmuth so angegriffen war und auch keinen Schlaf hatte, so verordnete der Arzt etwas, das auf den Schlaf wirkte und siehe, er schlief nun mehrere Nächte fest und gut. Doch sprach er mit den Seinen von seinem Tode, mit den Kirchenvorstehern von Niederlegung des Amtes.

Nachdem am zweiten Ostertage noch eine dritte Entzündung gekommen und abermals gehoben war, ging es vom Mai an, bei warmem Wetter, viel besser. Auf dem Mai-Convente sprachen die Eingepfarrten davon, ihm einen Adjuncten zu halten.

Es war dies der zweite der oben genannten jungen Theologen, der im Sommer eintraf. Aber ehe diese Hülfe kam, mußte Aßmuth seine Tochter Alexandra sterben sehen. Das Wasser drang ihr schon seit einiger Zeit durch die Haut. Dann bildeten sich Wunden an den Füßen. In der Nacht zum 25. Mai wurden Alle an ihr Bett gerufen. Sie sprach schon unvernehmlich, ergriff aber der Eltern Hände und sagte: „Jetzt kommt Er bald“, dankte ihnen für ihre Liebe, streichelte ihnen die Wangen und schien Abschied nehmen zu wollen. Sie sah Alle der Reihe nach mit großen seelenvollen Augen an. Als die Sonne aufging, lichteten sie den Vorhang und sie wandte die Augen gegen die Tageshelle. „Wir beteten für sie, stärkten sie aus Gottes Wort und sangen endlich: „Christus, der ist mein Leben.“ Nachdem wir ihr so die Waffen aus Gottes Rüstkammer zum letzten Kampf und Strauß gereicht, lispelte sie: „Jetzt möchte ich etwas schlafen“, und schloß die Augen. So lag sie eine Stunde und wir bewachten sie. Dann öffnete sie die Augen, stieß einen leisen Seufzer aus und — war heimgegangen. Da sind wir hingekniet und haben gedankt.“

Im Juni mußte Aßmuth eine Mineralwasserkur brauchen. Der Adjunct kam. Da war wieder Hülfe. Aber,

wie wir schon hörten, löste sich das Verhältniß mit demselben schon wieder zu Ende 1850 und Aßmuth stand im Winter allein. Doch halfen ihm seine Schwiegersöhne treulichst.

Im April 1851 war eben eine Weile Vicebedienung gewesen, der letzte Vicar hatte vicarirt und Aßmuth glaubte nun, dem Sommer entgegengehend, keiner Hülfe mehr zu bedürfen. Er ward zu einer alten esthnischen Kranken gerufen und fuhr hin. Schon hatte er auf der Rückfahrt sein Haus beinahe erreicht, als beim stärksten Rennen des muthigen Pferdes die Vorderräder der Droschke sich von dem Uebrigen trennten, und Aßmuth mit gewaltiger Wucht gegen das Holzwerk der Droschke und gegen die Erde geschleudert wurde. Er blieb betäubt liegen, bis der Kutscher ihn aufhob, wobei er die heftigsten Stiche in der rechten Seite und im Schultergelenk empfand. Das hinderte ihn an aller Bewegung und machte den unvermeidlichen Husten ganz unerträglich. Doch wich der Schmerz wieder und Aßmuth schreibt: „Ich habe eine bewegliche, elastische Natur. Wenn ich ganz herunter bin, so daß ich und Andere meinen, es sei aus mit mir, so wirken wohlthätige geistige Einflüsse wieder so schnell und wunderbar Besserung, daß ich es selbst nicht begreife.“

Im Juni 1851 erhielt Aßmuth die Zusage des Candidaten Laudesen, bei ihm Adjunct zu werden. Aßmuth freute sich dessen, denn immer mehr sehnte er sich fort von dieser Erde, und als er in diesem Monat einst mit

den Seinen sang: Herz, freu dich, du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sündenarbeit frei, „da drang diese unbeschreiblich herrliche Aussicht ihm ins innerste Herz."

Auf der Synode dieses Jahres ward Landesen zu seinem Adjuncten ordinirt. Am 2. September introducirte er ihn und schreibt: „Dieser junge Bruder ist der Art, daß ich mein Werk gern in seine Hand legen möchte. Er hat die rechte Lehre zu seinem Eigenthum gemacht und ist von warmem innern Leben durchdrungen." — Aber der Adjunct fürchtete sich noch davor, das Amt in so großer Doppelgemeinde und bei so starker Brüdersocietät zu übernehmen.

In diesem Herbst ward Aßmuth eine große Freude zu Theil. Sein Gymnasial- und Universitätsfreund, der Akademiker von Bäer, Excellenz, besuchte ihn in Torma. „Was für liebe Erinnerungen lebten da noch einmal auf. Wie freuten mich die Erfahrungen seines reichen Lebens!"

Mit Betrübniß aber empfing Aßmuth bald darauf die Nachricht, daß Professor Dr. Philippi einem Rufe nach Rostock folgen werde. Als später im Februar 1852 der Adjunct sich willig erklärte, sein Nachfolger zu werden, schrieb Aßmuth zuerst an den Generalsuperintendenten von Klot um seine Entlassung vom Amte, bat ihn aber, wo möglich ihn im Propstamte zu belassen, auch wenn er nach Dorpat zöge. Es ging ihm dabei, wie jedem Menschen, der etwas Entscheidendes vornimmt.

Schwierigkeiten, Verwickelungen, Abmahnungen von Freunden traten dazwischen. Aber Aßmuth hatte Gottes Willen erkannt und blieb bei seinem Entschluß. Am 15. Mai auf dem Kirchenconvent ward seine Amtsentsagung besprochen, und die Eingepfarrten versprachen ihm bereitwillig die Hälfte des von ihnen gezahlten Adjunctengehalts, 150 Rubel Silbermünze, welche mit dem gesetzlich ihm zustehenden Drittheil der Einnahme und den Renten von einem kleinen Capital, welches er besaß, zur Noth hinreichten, um ihm ein einfaches Leben in Dorpat zu sichern.

Als er im Juni dieses Jahres einst vom Kirchhofe herab nach Hause ging, rollte auf dem andern zum Pastorat führenden Abweg von der großen Straße eine Equipage heran, aus der ihm schon von Weitem die Stimme seines jüngeren Leidensgenossen, des Pastors V. Holst von Fellin entgegenschallte. Auf einer weiteren Fahrt begriffen, kehrte er auf Einen Tag in Torma ein. „Wir haben zusammen gehustet, dabei aber auch zusammen „im Glauben uns gestärkt. Er reist bald auf zwei Jahre „in den Süden. Ich habe dem theueren Bruder, der „mir einer der Liebsten ist, für diese irdische Pilgerschaft „Lebewohl gesagt. Wenn er zurückkehrt, bin ich zur Ruhe „gegangen."

Am 18. September brachte die Post eine neue Todesnachricht. „Unsere liebe Orrisaarsche Frau von Grünewaldt ist hingeschieden. Wohl ihr — sie hat durch Christi Blut überwunden und schaut nun den Herrn, an den

sie geglaubt hat. Vor zwei Jahren sah ich sie zuletzt in Müllernfeld auf dem Familienbegräbniß, wo sie jetzt ruht. Wer hätte glauben können, daß ich sie, die junge, schöne Frau, die mich damals so elend und verändert fand, überleben würde!"

Im October faßte Aßmuth sein förmliches Abschiedsgesuch an das Consistorium ab, las es den Seinen vor und sandte es ab. Im November kaufte er von seinem kleinen Capital ein Haus in Dorpat, welches, nach daran zu wendenden Reparaturen, auch einige Miethe versprach und den Seinigen nach seinem Tode eine Heimath werden konnte und sollte. Es kam nun auch bald sein Abschied vom Consistorio unter Belassung im Propstamt. „Als ich die Schrift vorlas, gingen mir Herz und Augen über und ich konnte das Vorlesen nicht beendigen."

Im December starb der alte liebe Schwiegervater in Matthäi in hohem Alter, ganz still, nachdem er noch Abends mit den Seinen bei Tisch zusammen gesessen und sich dann zur Ruhe gelegt hatte.

Am Ende des Jahres kam für Aßmuth noch ein dreiwöchentliches Krankenlager. Nachdem das Fieber nachgelassen, blieb doch Husten, Verschleimung, Schlaflosigkeit nach und die Todesmüdigkeit dauerte fort. „Ich bin nun — schrieb er — ein abgemergeltes Gerippe."

Nachdem die förmliche Wahl des Nachfolgers ganz friedlich und einmüthig durchgegangen war, schrieb Aßmuth: „Vor acht Tagen, als Landesen in Lohhusu war, ließ

ich meine Kirchenvormünder zu mir kommen, um mit ihnen zu reden. Sie erschraken, als sie mich sahen. Ich sagte ihnen unter Andrem: nur soviel Zeit erbitte ich mir, meinen lieben Nachfolger einzuführen und dann wird sich's zeigen, ob ich noch die Meinigen nach Dorpat bringen kann. Da sagte mein Liebling unter ihnen mit nassen Augen: ei ühtegi, wanna öppetaja, teil wist ei sa ennam siit ärraminnema, wait jäte seije, meije jure (d. h. o nein, alter Lehrer, ihr werdet wohl nicht mehr von hier fortkommen, sondern werdet bei uns bleiben). Aber Aßmuth hoffte doch um seiner lieben, vielgeplagten Frau willen, die selbst krank, still und treu im Hause und in Dorpat das fast Unmögliche leistete, daß er sie noch werde zur Ruhe bringen können in's neue Haus, ehe sie ihn zu seiner letzten Ruhe in's Grab legen werde. Und so geschah es auch.

„Als ich in der vorigen Nacht nicht schlafen konnte und mein Leben voll Sünde von Jugend auf im Angesicht des Todes und der Ewigkeit musterte, da lag es mir centnerschwer auf dem Herzen und meine Seele war tief verdunkelt. Was war das für eine Reihe von Greueln, die sich vor meinem von der Ewigkeit beleuchteten Blick aufthat! — Aber da drang ein Vers wie ein Licht in meine Finsterniß herein: „Wenn mein Sünd mich kränken, o mein Herr Jesu Christ, so laß mich wohl bedenken, wie du gestorben bist, und alle meine Sündenlast am Stamm des heiligen Kreuzes auf dich genommen hast.“

Das ganze Lied welches ich las, war mir recht eine Fundgrube von Trost und Erquickung. So schlägt und heilt mein großer Erzieher mich, seinen kranken Knecht. Er hält ein scharfes Examen mit mir. Aber er kann es doch nicht fehlen lassen an seiner Gnade, dafür haben wir Brief und Siegel von ihm, der Israel erlösen wird von seinen Sünden allen."

Im Januar 1853 hatte er das Colloquium mit seinem Nachfolger auf Anordnung des Generalsuperintendenten zu halten und das Protocoll darüber aufzunehmen. Er schreibt: „Dies gewährte mir herzliche Freude, da ich dabei meinen lieben Landesen noch näher kennen lernte und mich von dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit überzeugte, womit er das heilige, schwere Pfarramt übernimmt. Es war mir unter Andrem auch lieb zu hören, daß er die Wichtigkeit der Hausgottesdienste für's Christen- und Gemeindeleben erkennt, deshalb in seiner Gemeinde darauf dringen, und auch in seinem eignen Hause dem Herrn die Ehre geben will."

Im Februar ging der erste Transport der Sachen nach Dorpat. Sein Schreibpult war dabei. Da gab es zu sichten. „Viel Spreu unter den Papieren wie im Leben. — Gestern gab ich meinen alten Freunden unter den esthnischen Gehülfen noch ein Abschiedsmahl. Einige kamen an mein Bett und ich unterhielt mich mit ihnen. Zum Abschied trat ich unter sie, dankte ihnen für ihre Liebe und Dienste, wobei doch manches Auge naß wurde."

„Am 8. Februar, Sonntag, hielt ich meinen Gottesdienst auf dem Bette und erquickte mich an dem Vers:

Leiden ist jetzt mein Geschäfte,
Andres kann ich jetzt nicht thun
Als nur in dem Leiden ruh'n.
Leiden müssen meine Kräfte,
Leiden ist jetzt mein Gewinnst;
Das ist jetzt des Vaters Wille,
Den verehr' ich sanft und stille;
Leiden ist mein Gottesdienst."

Als seine Pauline nach Dorpat zog, um dort Alles einzurichten, lasen sie Abends noch einmal zusammen Gottes Wort in ihrem alten Torma, baten Gott um seinen Segen und Miteinzug in die neue Wohnung und „Gottes Verheißungen erquickten unsre Seele bei diesem Wendepunkt unsres Lebens."

Am 13. März 1853 introducirte er seinen Nachfolger. Seinem Schwiegersohn Pastor Hirsch hatte er die Introductionsrede übertragen. Er selbst wollte hernach nur kurz Landesen und die Gemeinde anreden. Aber — schreibt er — mein Herz strömte über und erst durch völlige Erschöpfung wurde ich zum Schluß genöthigt. Mit Dank gegen die überschwengliche Güte des Herrn und ermahnender Bitte an die Gemeinde ging ich die vier und dreißig Jahre meiner Amtsführung durch bis auf die neueste Führung in Bezug auf Herrnhut, sprach von der mir zunächst daraus erwachsenen heilsamen Demüthigung und

berief mich auf den Tag, der Alles, was jetzt der Gemeinde in meinen letzten Zeugnissen dunkel, unverständlich und schwer gewesen, klar machen werde. Es war eine ernste, feierliche, mir unvergeßliche Stunde. Am Ende hoben mich die Leute in den Schlitten und brachten mich nach Hause."

Am Dienstag darauf verließ er Torma, nachdem er dem Freunde noch die letzten Zeilen von dort geschrieben hatte, fuhr langsam, mit Aufenthalt mehrerer Tage in Bartholomäi und Marien Magdalenen bei seinen Kindern, und schrieb am 7. April dem Freunde die ersten Zeilen aus Dorpat. Aber er kam nicht mehr zu Kräften. Am Pfingstfest ließ er sich in den Garten bringen. „Ich schaute auf die vier und dreißig Jahre zurück und den großen Pfingstsegen, den der Herr geschenkt hat.

Ich legte meine alte Gemeinde, alle Gemeinden und seine ganze in Knechtsgestalt und Niedrigkeit erscheinende Kirche an sein hohepriesterliches Herz."

„Ich kann nichts mehr allein, mich nicht mehr an- und auskleiden, keinen Stuhl wegschieben, mein Pult nicht mehr auf- und zumachen."

Dennoch versuchte er es noch einmal, dem entfernten Freunde, der an der Lehre von der objectiven Bedeutung der Taufe noch Vieles fraglich fand, seinen Glauben aus einander zu setzen. Aber er vermochte es nicht mehr hinaus zu führen. Seine Taufe selbst sollte sich nun vollenden!

Am 25. Juni schrieb er noch aus Dorpat: „Übermorgen ziehe ich auf's Land, zu meinen Kindern nach Marien. Da soll ich eine Erdbeerkur brauchen. Meine Pauline bleibt in Dorpat, den Bau am Hause zu beaufsichtigen. Der Herr erhalte sie mir und nach meinem Tode den Kindern!“ (Siehe Anhang, III, Kirche, Vers 2).

Marien Magdalenen, den 5. Juli 1853. „Seit acht Tagen bin ich hier und suche meinen alten siechen Körper zu stärken. Bis jetzt ist es nicht gelungen. Alle Bedingungen dazu sind hier erfüllt, hier müßte es also gehen. Das wunderschöne Wetter dieses warmen Sommers erlaubt mir den ganzen Tag im bequemen Lehnstuhl auf der bedeckten Treppe des Hauses zuzubringen. Dazu die treue Pflege meiner Töchter Marie und Antonie, und dann die köstliche Stille. Hier hört man nur das Säuseln des Windes und das angenehme Gezwitscher der letzten Sänger im Garten. Aber ich bin eben zu schwach und jämmerlich geworden, es will nichts mehr anschlagen. Die Nächte muß ich oft ganz durchwachen und der wenige Schlaf ist nie erquickend. Auch gut — wenn der Herr nur ein stilles Herz gibt, so wird das schwerste Kreuz leicht, wenigstens erträglich. O wie viel Gutes habe ich im Leben genossen und wohl viel zu wenig dafür gedankt. Und wie viele verborgene Schäden will mir der Herr noch zeigen. Kurz, wohin ich sehe, habe ich zu loben und zu preisen und keine Ursache zu

klagen. Dazu schenkt mir aber der Herr noch das Beste in der Betrachtung seines Wortes, wozu ich hier so viel Muße habe."

Den 11. Juli. Als ich in der vorigen Nacht wach lag, wurde mir klar, daß ich meine vieljährigen Leiden weniger der Treue im schweren Amte zuschreiben darf, als meiner Sinnlichkeit, die mich verleitete, den Genuß selbst erlaubter Dinge zu überschreiten.

Es ist freilich wahr, in Torma-Lohhusu kann man sich leicht zu Tode arbeiten und es gab eine Zeit, wo ich meine Kräfte überschätzte und mir wohl an jedem Sonntag zu viel that. Aber der Sündendienst hat doch wohl mehr Antheil an meinen jetzigen Leiden, als der Gottesdienst. So bin ich denn immer auf des Herrn freie Gnade angewiesen und wäre ewig verloren, wenn ich Jesum und sein Verdienst nicht hätte.

Mein hiesiger Aufenthalt ist ein ländlich Stillleben. Ein Tag gleicht dem andern. Ich sitze im Freien und hole mit meiner schwindsüchtigen Brust Athem in der herrlichen Sommerluft, lese und plaudere mit meinen Kindern und befinde mich nach meiner Art wohl. Innerlich gibt's Zeiten der Verdunkelung, bis unser heller Morgenstern wieder hervorleuchtet. Meine Kinder aus Bartholomäi haben mich in dieser Woche besucht, auch Carlblom aus Koddafer mit seinem Schwager Busch. Pauline schreibt fleißig. So gibt es zuweilen kleine Abwechslungen.

Sonntag, den neunzehnten Juli. „Heute habe ich einen recht schweren Tag. Ich mag ihn aber doch nicht hingehen lassen, ohne einige Zeilen an Dich zu schreiben. Die Engbrüstigkeit und Erschöpfung ist so groß, daß ich kaum aufrecht sitzen oder die Feder halten kann. Ach, alter Bruder, wie so lange, so lange! Ich sehe mit Sehnsucht meiner Erlösungsstunde entgegen. Das Leben ist wohl recht schwer und mühsam. Aber der Herr kommt noch nicht und will mich noch kleiner und ärmer machen. Aber endlich wird doch seine Stunde schlagen und er wird den elenden Knecht ausspannen aus diesem irdischen Joch und mir verhelfen zu meinem Erbtheil, das er mir mit seinem Blute erworben hat. Sonst kann ich Dir heute nicht mehr sagen. Vielleicht habe ich morgen oder übermorgen wieder einen leichtern Tag und theile Dir mit, wie ich die vergangene Woche verlebt habe."

Er konnte es nicht mehr. Das war das letzte Wort an den treu bis an's Ende geliebten Freund.

„Der Herr kam bald," schreibt Aßmuth's Witwe dem Freunde. „Sonntag schrieb er Ihnen seine obigen letzten Worte. Montag hatte sich ein starkes Fieber eingestellt. Aber er hatte dabei gehofft, daß es vorüber gehe und er bald nach Dorpat zurückkehren könne. Auch wollte er mich nicht abholen lassen, da ihm meine Anwesenheit in Dorpat nöthig schien. Mittwoch Vormittag, als unsere Kinder ihn verändert fanden, auch die Sprache undeutlich wurde, schickten sie nach mir. Als ich am Abend

ankam und vor sein Bett trat, streckte er mir seine Arme entgegen und drückte mich noch einmal an sein liebes, treues Herz. Darauf sagte er: Ich bin sehr müde und schläfrig. Morgen wollen wir sprechen. Die Nacht war ruhig, so wie der Husten überhaupt in den letzten Tagen gewichen war. Donnerstag, gleich als er die Augen aufschlug und mich an seinem Bette sitzen sah, versuchte er noch einmal zu lächeln und sagte: Ich habe Dir so viel zu sagen, weiß nur nicht, wo ich anfangen soll. Die Zunge ist so müde, der Kopf so benommen. Am Abend ist es gewöhnlich besser, dann will ich mehr sprechen, dann wird Woldemar (sein Schwiegersohn) uns auch das Abendmahl reichen. Woldemar kam bald darauf und fragte, ob wir es nicht lieber gleich nehmen sollten. Aber Aßmuth blieb dabei, es am Abend zu nehmen. Einmal sagte er: Das war ein harter Krankheitsanfall, Du glaubst doch auch, daß ich nicht wieder davon aufkomme. Ich kann auch nicht mehr hier leben mit dieser Qual. Bittet nur, daß ich bald erlöset werde. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. — Meistens lag er in halbem Schlaf und sprach nur wenig. Mittags ließ er sich noch einige Theelöffel voll Erdbeeren geben, legte sich dann selbst auf die Seite, um zu schlafen. Wir gingen zum Mittagsessen. Bald aber rief Elli, die beim Vater geblieben war, uns an das Krankenbett, da der Athem sehr unterbrochen war. Die Augen waren geschlossen und wir erkannten gleich, daß seine Bitte er-

füllt war. Da erinnerten wir uns seines Wunsches und sangen mit gebrochener Stimme: Christus der ist mein Leben 2c. Bald sank die liebe Hand, die den müden Kopf stützte, und mein alter Herzens-Aßmuth war von uns genommen."

Er starb am 23. Juli 1853, 61 Jahr alt. Von Marien wurde seine Hülle am 27. nach Torma gebracht. Pastor Landesen, mit einem Theile der Gemeinde, kam dem Leichenzug entgegen und unter Gesang ward der Sarg in die Kirche getragen. Am 31. Juli fand die Beerdigung statt. Viele waren versammelt. Pastor Landesen hielt die esthnische Leichenpredigt über 2 Tim. 4, 7 und 8. Nach einem kurzen Gesange sprach dann Universitätsprediger Dr. Christiani deutsch über Hebr. 4, 9. in Verbindung mit Jes. 26, 20., welcher letztere Spruch besonders auf die Witwe angewendet wurde. Die Schlußliturgie verwaltete Pastor Mickwitz. Hierauf ward der Sarg auf den Kirchhof gebracht und in's Grab gesenkt, worauf Consistorialrath Dr. von Jannau nach einer deutschen Rede die Beerdigung vollzog und Pastor Hirsch mit Bezugnahme auf Joh. 5, 11 und 12. ein esthnisches Dankgebet sprach. Den Schluß der Feier machte am Grabeshügel ein Nachruf in deutscher Sprache von Pastor Ackermann von Eecks.

„Mehr wie viele andere Gräber" — schreibt Aßmuth's Schwiegersohn, Pastor Hirsch — „hat dieses Grab uns an den offenen Himmel erinnert."

Auf dem Kirchhof zu Torma steht eine dreiästige Ulme. Vor der stand an einem schönen Sommertage mehrere Jahre vor dem Zuletzterzählten Aßmuth mit einem Freunde am Grabe seiner Auguste: „Sieh',“ sprach er, „hier will ich ruhen. Dieser Baum mag ein Bild sein von mir und meiner Auguste und Pauline.“ So ist es geschehen. Dort wartet sein Staub. Der andere Bau, den Gott schon erbauet hat nach dem Bilde Christi, lebt und kennt keinen Tod mehr!

Anhang.

I. Zum ersten Lebensabschnitt.

Natur[1].

Es war am Tag des Herrn.
Die „Kirchenleute“ sind schon heimgezogen
Gleichwie die Vöglein die zum Nest geflogen.
Die Kirche schimmert durch der Linden Pracht,
Ruht — vom Naturschmuck farbig überdacht.
Der Thurm wohl zeigt bedeutsam in die Höh'
Und mahnet ernst und winkt: „Ersteh', ersteh'!“
Doch kaum noch regt sich höhern Lebens Keim,
Natur nur ruft und lockt: „Komm' heim, komm' heim!“

Denn nah und traulich steht
Des Hauses freundlich heimathlich Gemäuer,
Und drinnen waltet zu des Tages Feier
Der ersten jugendlichen Ehe Glück,
Der Liebe Gruß in Wort und That und Blick!
Doch sieh'! am Abendhimmel zieht herauf
Bei Sonnenglanz Gewölk in raschem Lauf.
„Weißt Du's noch, Freund, wie wir uns da gebückt
„Und in dem Garten Veilchen abgepflückt?“

„Ach sieh', ach sieh' des Himmels große Pracht,
„Und wie die Sonn' den Regen glänzend macht,
„So hab' ich nie den Himmel noch gesehn.
„Natur, Natur, wie bist Du doch so schön!“

---

[1] S. oben S. 110.

II. Zum zweiten Lebensabschnitt.

Gnade[1].

Es war ein Tag des Herrn!
Schau' wie die Schaaren in den Kirchenbänken
Gehör und Blicke nach der Kanzel lenken!
Und wie auf ihr der fleiß'ge Säemann steht,
Und Jesu Lieb' in „Sünderherzen" säet.
Die Liebe wirkt! Doch das Gefäß ist schwach,
Ein Blutstrom quillt ihm aus dem Munde jach!
Es fließe hin. — Nun erst ist's rechte Zeit
Zu rühmen Den im blutbesprengten Kleid!

Und in dem Haus ist Leid!
Krankheit und Tod und viele, viele Thränen
Und Tag und Nacht des müden Herzens Sehnen.
Und des Geschickes wechselvoller Lauf
Reißt Vieles nieder und baut Vieles auf.
Die Wetter leuchten, Regen strömt herab
Und Veilchen blüh'n um manches liebe Grab.
Da hat der Knecht des Herrn sich tief gebückt
Und Jesu Kreuz sich in das Herz gedrückt.

„Ach sieh' der Erde Sünd' und großes Leid
„Von Jesu doch getilget und geweiht.
„D'rum mögen Erd' und Himmel untergeh'n
„Nur Jesu Gnade, Gnade soll besteh'n!"

---

[1] S. oben S. 62.

III. Zum dritten Lebensabschnitt überhaupt.

Kirche[1].

Es ist der Tag des Herrn!
Und Zion's Bau, „der Herr und die Gemeinde,"
Daß Eine Taufe und Ein Glaub' sie eine,
Und sakramentlich Christi Bund besteht,
Das ist des Alten Predigt und Gebet.
Ja was der Luther that der Kirche kund,
Das kündet treu des Lutheraners Mund.
Ob Secten zürnen und die Schwärmer schrei'n,
Die alte Kirche wird wohl stärker sein!

Doch vor des Hauses Thür
Da weilt der kranke Knecht und seine Lieben.
Des Sommers Sänger die noch nachgeblieben
Sie zwitschern nah ihr letztes Wiegenlied!
Der alte Knecht des Herrn ist todesmüd'.
Und linde Luft und warmer Sonnenschein
Er athmet sie mit Schmerzenszügen ein.
Der Seinen Lieb' und seines Herren Wort
Ist seine Freude doch, sein starker Hort.

„Ach sieh', das Haupt sinkt in die schwache Hand!
„Es ist der Ruf in unsrer Hoffnung Land"
Sie sangen ihm der Kirche Sterbelied,
Da von der Erd' er in den Himmel schied.

---

[1] S. oben S. 231 u. 235.

IV.

Die letzten Dinge[1].

Der Ulme Grün
Ist nun des Grabes Dach.
Der Liebe Müh'n
Ruft auch den Todten wach.
Ja warte, warte:
Wenn Zion's Bau zu groß der alten Erde,
Dann ruft der Herr: „Vergeh'," und wieder: „Werde!"
Dann schaut der Knecht die neue Schöpfung gern
An jenem großen, ew'gen Tag des Herrn[2].
„Dann, Jugendfreund, dann werden wir erst seh'n,
„Wie doch der Himmel und die Erd' so schön!"

[1] S. oben S. 236.

[2] S. oben S. 110 die Worte: „Selten habe ich den Himmel so schön gesehen."

Druckfehler.

Seite 92, Zeile 10 und 11 von unten lies: „christliche Durchbildung", statt: „christliche, durch Bildung".
„ 131, „ 13 von oben lies: „dem gottgefälligen Weiterpilger", statt: „den gottgefälligen Winterpilgern".

Gotha. — Stollbergsche Buchdruckerei.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
an jenem großen, ewigen Tag des Herrn?
[illegible] dann werden wir erst sehn,
Wie doch der Himmel und die Erd' so schön!"

[illegible]

Druckfehler.

Seite 98, Zeile 16 [illegible]
181, [illegible]

[illegible] Buchdruckerei.

C. Walte